Diese Mikroverfilmung
wurde von der

Stiftung
der Sparkasse Eichsfeld

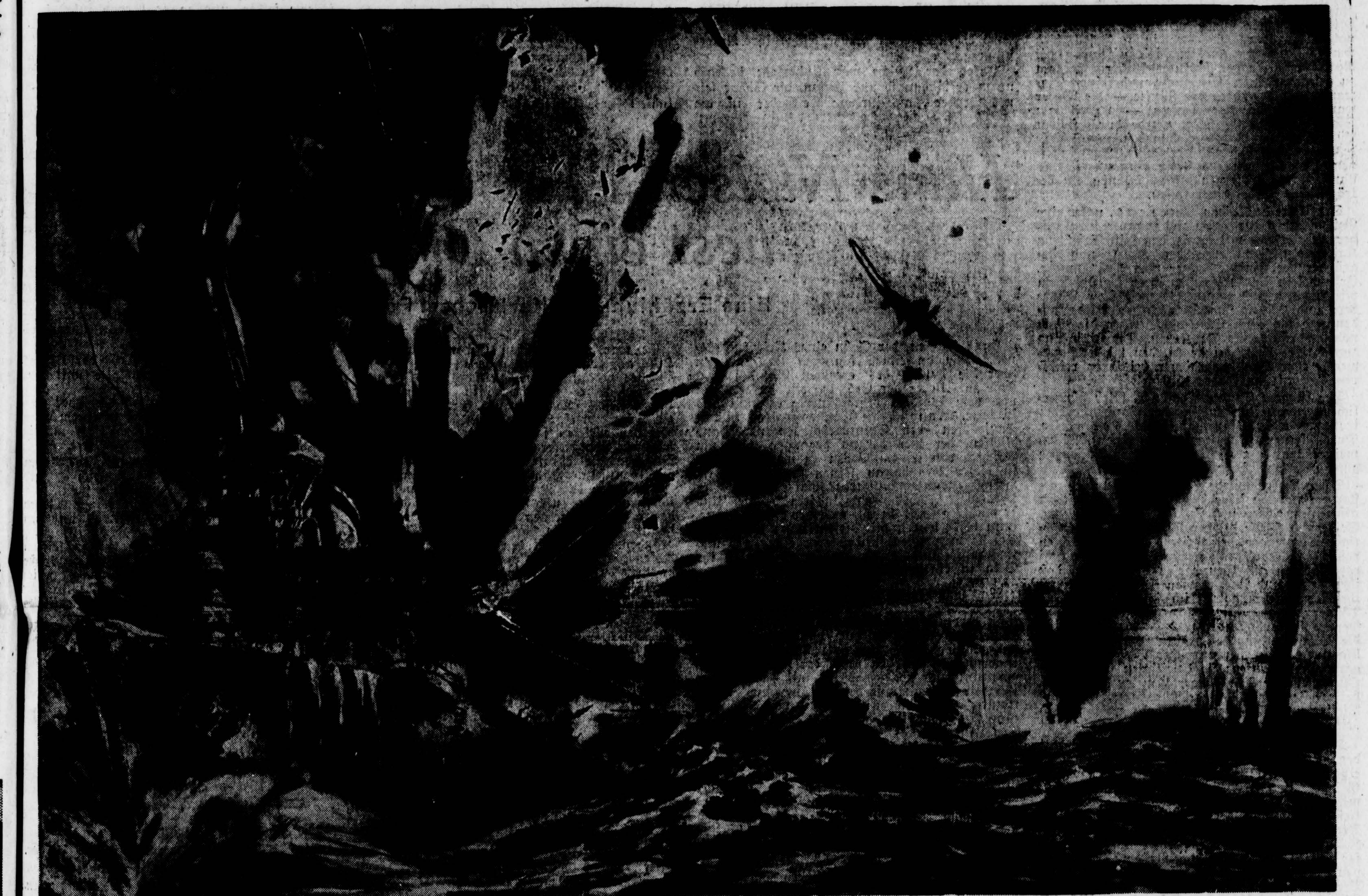
ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 45 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 5. November 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Deutsche Luftstreitkräfte greifen englische Schlachtschiffe in der Nordsee an Zeichnung von G. Solonewitsch

Ditha und ich / *Eine Herbstgeschichte von Josef Robert Harrer*

Es war Tag für Tag das gleiche Wetter, ein stiller Regen, der Wien in matte, graue Schleier hüllte. Selbst der Weg entlang des Donaukanales, den er so sehr liebte, machte ihm keine Freude mehr. Die Wellen gingen langsam, trübe, verdrossen. Und am Abend blickten die vielen Lichter, die sonst so übermütig mit dem Wasser spielten, müde wie Menschen, die lange eine lieblose Arbeit tun mußten.

Da faßte er einen schnellen Entschluß. Er ging zu ihr und sprach:

„Ditha, ich fahre morgen in die Berge. Ich bitte dich, komme mit."

Sie sah ihn erstaunt an, dann sagte sie:

„Du bist komisch. Bei dem Wetter?"

„Ich halte es nicht mehr aus . . . Und vielleicht wird es doch schön. Komm mit."

Und dann redete er noch eine Stunde auf sie ein. Und als ob ihn die Natur hätte unterstützen wollen, denn während er sprach und einen heißen Kopf bekam, sagte Ditha und sah zum Fenster hinaus:

„Ich sehe einen Stern am Himmel . . Gut, ich fahre mit."

***

Es regnete zwar am nächsten Morgen noch, doch die Tropfen klopften so fein und kapriziös an das Fenster wie die Worte einer schönen Frau, die schon des Redens überdrüssig ist und einschlafen will.

Als die beiden zum Bahnhof kamen, ging ein leichter Wind durch die Straßen, ganz hoch am Himmel lag noch ein dünner Wolkenflor, der aber so ungefährlich war, wie das Drohen einer jungen Mutter, die ihrem verwöhnten Kinde eine Strafe in Aussicht stellt.

Diese Vergleiche sagte er ihr; und sie lachte.

„Warum vergleichst du alles mit Frauen?"

Er blickte ihr in die Augen und sprach:

„Weil ihr alles in euch vereinigt, weil ich überall ein Stück eurer Seele ahne."

Und dann fuhren sie durch das Herbstland. Und je näher sie den Bergen kamen, desto froher wurde er.

Von Süden her wehte ein warmer Wind. Blau und greifbar nahe stand zur Rechten die Hohe Wand. Weiter ging die Fahrt. Von Payerbach aus grüßte er übermütig die Rax.

„Der Zug schleicht wie ein Trauermarsch oder wie ein Mädchen, das zum Rendezvous zu spät kommen will."

Da neckte sie ihn.

„Du meinst wohl mich. Nicht?"

Er küßte ihre Hand und sprach:

„Ich will nun eine Stunde lang keinen Vergleich mehr machen."

Und er hielt es auch. Und sprang ohne viel Worte in Breitenstein aus dem Zug und atmete so tief und lang, daß Ditha ängstlich sagte:

„Laß mir doch auch etwas Luft übrig!"

Sie gingen durch die Kalte Rinne. Die Polleros Wand sah ernst hernieder, fast furchterregend.

„Paß nur auf, Ditha, wenn wir oben stehen, wie bescheiden dieser Felslümmel wird."

Dann kamen sie in den oberen Adlitzgraben. Durch die beschauliche Ruhe der Wälder, die links und rechts vom Wege emporstiegen, führte der Weg. Keine Menschenseele begegnete ihnen. Der Schrei eines Hähers, das Krächzen einer Krähe durchbrach bisweilen den Frieden.

„Die Natur weiß hier, daß heute Sonntag ist," sagte Ditha.

„Hier ist immer Sonntag. Hier ist überhaupt keine Zeit, kein Unterschied. Hier gehen die Tage dahin wie auf einem erdfernen Stern."

„Oder wie die Tage einer verwöhnten Frau", sprach Ditha lachend.

Da wurde er ernst.

„Eine verwöhnte Frau ist nicht wie die Natur, sie ist wie ein gepflegter Orchideengarten."

Nun gingen sie schweigend weiter. Die Felswände kamen bis nahe an die Straße.

„Warum sprichst du nicht?" fragte Ditha.

Er sah sie lange an und sagte:

„Ich liebe dich."

„Warum bist du so feierlich? Mir wird unheimlich neben dir."

Da sprach er mit einem verhaltenen Glück in der Stimme:

„Unheimlich? Mir wird immer heimlicher . . . Aber jetzt kommt etwas Schönes. Dort oben ist die Falkensteinhöhle; die wird dir gefallen."

Sie schritten auf einem schmalen Pfad empor und standen bald am Fuße der Wände. Eine Holztreppe führte noch höher und droben blickte das schwarze Auge der Höhle in den Herbstnachmittag.

„Fürchtest du dich, Ditha?"

„Neben dir nicht."

„Bin ich dir noch unheimlich?"

Ditha schüttelte den Kopf.

Sie stiegen über die Holztreppe und betraten die Höhle. Er hielt Ditha bei der Hand. Eng nebeneinander gingen sie langsam in das Dunkel, das ihnen entgegenstarrte. Er fühlte Dithas Nähe wie noch nie und ein unendlich frohes Gefühl durchströmte ihn.

„Ditha, ich kenne eine Höhle, die viel, viel länger ist als diese und deren Dunkel tief ist wie die Nacht. Würdest du auch durch diese Höhle mit mir gehen?"

Da warf sich Ditha an seinen Hals und küßte ihn.

„Willst du mit mir, Ditha, durch die dunkle Zukunft gehen?"

Sie standen am Ende der Höhle. Ein schwacher Schein des Tages drang zu ihnen und glänzte verstohlen auf dem nassen Gestein.

„Es wird immer ein wenig Sonne den Weg in unsere Höhle finden. So schwarz kann kein Dunkel sein, daß nicht meine Liebe uns leuchten würde. Willst du, Ditha?"

Da lachte sie wieder und sprach:

„Ich habe dich ja geküßt. Brauchst du noch Worte als Antwort?"

***

Und dann standen sie oben auf dem Sattel und vor ihnen lag die weite Masse der Rax. Scharf schnitt die Linie des Bergrückens in den Abendhimmel, der hell und silbergrau emporragte. Zu ihren Füßen dehnte sich eine breite Wiese, auf die unzählige Blüten einen blaßvioletten Schimmer legten . . . Herbstzeitlose . . .

Das Gefühl der gegenseitigen Liebe hielt sie umschlungen. Sie sahen mit zuversichtlichen Augen in den nahenden Tod der Natur.

„Aber nun, Liebster, verzeih' mir, wenn ich in die Wirklichkeit zurückgehe. Doch mein Hunger ist schon sehr, sehr groß."

Und sie saßen bald darauf im Orthof, glücklich und froh . . .

„Warum hast du in Wien nicht davon gesprochen?"

„Ich hatte Angst vor dir, Ditha. Du warst mir zu fremd. Heute bist du mir nahegekommen, heute verstehe ich dich. Wie bin ich dankbar, daß du mit mir gegangen bist."

Und er setzte sich an das Klavier und spielte eine Jubelmusik, daß die Töne durch die offenen Fenster in den Herbstabend klangen, weit bis in die Wälder, wo ewige Ruhe und ewige Freude wohnt, wo das Glück nur wartet, daß es vom Menschen geholt werde.

***

Das war vor einigen Jahren.

Und jeden Herbst wieder kann man zwei selige Menschenkinder in der Gegend der Falkensteinhöhle sehen, jeden Herbst an einem friedvollen Abend kann man im Orthof die Jubelmusik hören.

Kaufleute, Königen gleich

Von Professor Dr. Benno Diederich

Am 24. Okt. 1489 wurde Raymund Fugger in Augsburg geboren, der königliche Kaufmann.

Die Geschichte der Familie Fugger, deren Vertreter noch heute als Fürsten und Grafen in Ansehen und Blüte stehen, ist in Wahrheit ein Heldenlied deutscher Handwerkskraft und Kaufmannschaft; in dem Zeitraum von einem Jahrhundert schwangen sich die Fugger von Webergesellen zu den reichsten Kaufherren der Erde empor.

An einem schönen Septembertage des Jahres 1367 machte sich ein junger Leineweber auf, verließ sein Heimatdorf Graben auf dem Lechfelde, wo der Vater als Weber, Färber und mit etwas Ackerbau seine ländliche Hantierung hatte, und schritt rüstig auf die Kirchtürme des nahen Augsburg zu. Der junge Gesell hieß Hans Fugger und trug seinen Namen mit Recht, denn Fugger bedeutet Weber. Er kam zu gelegener Zeit. Ein Jahr nach seiner Einwanderung erlangten die Zünfte — die Weber waren eine der vornehmsten — Anteil am Stadtregiment. Er selbst wurde durch Heirat Bürger, später Ratsherr, daneben auch Schöffe des heimlichen Gerichts der Feme. Auch in seinem Geschäft ging es stetig bergauf. Als er starb, konnte er seinen beiden Söhnen ein beträchtliches Erbe hinterlassen.

Der ältere der beiden, Andreas, nahm eine Geschlechterin zur Frau und nannte sich Kaufherr. Er erlebte mit Stolz, daß sein Sohn vom Kaiser ein Familienwappen erhielt und Begründer der Linie „Fugger vom Reh" wurde. Er und sein Bruder trieben ihren Handel schon mit Venedig und nordwärts weit über Nürnberg und Leipzig hinaus nach den Niederlanden und bis nach Dänemark. Aber die Vornehmheit wurde ihr Verderben. Die Linie ging zurück, ihre Angehörigen wurden wieder Handwerker oder Handlungsdiener bei ihren reicheren Vettern; im Jahre 1583 erlosch sie.

Der jüngere Bruder, Jakob, blieb bürgerlich und ward Zunftmeister der Barchentweber; trotzdem mehr Kaufmann als Handwerker. Durch seinen Schwiegervater, einen Münzmeister, trat er als erster Fugger in Beziehung zum (Tiroler) Bergbau.

Schon Jakob wurde reich. Nachdem er gestorben, führten seine drei Söhne das Geschäft gemeinsam: Ein- und Ausfuhr von Spezereien, Seide und Wolle. Ueberallhin zogen die mächtigen Planwagen, von Reitern und Fußknechten beschützt, ihre oft gefährliche Straße. Die drei vereinbarten als Grundgesetz der Firma, daß ihre Erben und Nachkommen im Mannesstamm ihr Vermögen ungeteilt im Handel lassen, die Töchter dagegen mit Heiratsgütern abgefunden werden sollten. Das war das Fundament für die Weltbedeutung des großen Hauses. Die drei begannen einen gewinnreichen Bergbau in Ungarn und Kärnten; sie beteiligten sich an der Ostindienfahrt Augsburger Kaufleute von 1505, bei der sie 20 000 Zentner Nürnberger Gewichts Pfeffer und Spezereien an Bord nahmen und „eine Nutzung von 150 pro Zento" erzielten.

Damals begannen auch die Geschäfte mit den deutschen Kaisern. Friedrich III. wollte zu einem Hochzeitstage nach Burgund sein ganzes Gefolge „in einfarbig Tuch bekleiden (uniformieren) und lustig herfürstreichen lassen" und ließ sich dazu von den Fuggern „mit gutem Tuch und Seidengewand versehen". Mit der Zahlung ging es nicht so schnell, aber der Kaiser verlieh dem ältesten der Brüder „das Wappen mit den Lilien samt seinen Farben". Die Verbindung mit den Habsburgern stellte die Firma unter kaiserlichen Schutz.

Von den Brüdern begründete Jakob (II), „der Reiche" mit beinahe offiziellem Zunamen die Weltmacht seines Hauses. Er ließ den alten Handel zurücktreten und wandte sich dem Bergbau und dem damit verbundenen Münzrecht zu. So wurde er Großindustrieller. Aus den reichen Silberbergwerken in Tirol und den ungarischen Kupferbergwerken flossen ungeheure Summen zu, besonders nachdem das Geheimnis der hüttenmäßigen Ausscheidung des Goldes aus dem Kupfer den Venezianern abgelauscht war. In Kärnten, unweit Villach, ragen noch heute die Trümmer des von Jakob dem Reichen erbauten Schlosses Fuggerau empor.

Der andere neue Weg, den Jakob verfolgte, war die Wendung zum Geldhandel, der, ursprünglich mit dem Warenhandel fest verbunden, damals ein selbständiges Geschäft wurde. So entwickelten sich die Fugger mit ihren ungeheuren Kapitalien schnell zur Großbank. Die englischen Könige Heinrich VIII. und Eduard VI. sowie die Königin Elisabeth erbaten (und erhielten nicht immer leicht) ihre Unterstützung.

Jakob der Reiche war kinderlos; deshalb nahm er Raymund und Anton, die Söhne seines Bruders, als jüngere Teilhaber in die Firma, gab ihr den Namen „Jakob Fugger und Gebrüders Söhne" und sicherte testamentarisch die Einheit des Vermögens und der Geschäftsführung. Unter diesen beiden erlebte die Firma ihre stolzeste Höhe. Die Chefs standen Königen gleich, die Wahl Karl V. zum deutschen Kaiser war ihr Werk, im Schmalkaldischen Kriege gaben sie den Ausschlag. Sie wurden in den erblichen Adels- und Reichsgrafenstand erhoben, als Souveräne auf ihren Landsitzen bestätigt, mit allen Ehren und Privilegien überhäuft in einem Gnadenbriefe, vor dessen Fülle Karl V. selbst erschrak. Die Jahre 1525—60 sind der brausende Triumphgesang dieses Heldenliedes deutscher Kaufmannschaft.

Es sang aber dieses Heldenlied auch später noch, über Raymunds und Antons Zeiten hinaus, nicht nur von harter Arbeit in der Augsburger „Goldenen Schreibstube" und in den fleißigen „Faktoreien" aller Länder, sondern auch von Freuden und Hochzeiten. Tizian, die Holbeins und Albrecht Dürer schätzten ihre Freundschaft. Die Wissenschaft ihrer Zeit, der Humanismus, fand ihre Gunst. Gütig und hilfsbereit waren die Fugger gegen den einzelnen, großzügigste Wohltätigkeit übten sie gegen die Armen insgesamt, und die Siedlung der „Fuggerei" in Augsburg kündet noch heute mit ihren 110 Wohnungen die freundliche Menschlichkeit ihrer Stifter.

Hans Nielsen liest einen Brief

Eine Erzählung von Karl Robert Popp

Hans Nielsen, der Sohn eines Kriegsgefallenen, ging an einem sonnigen Herbstmorgen über die Felder des ererbten Gutes seinem Hofe zu. Ueber der Erde lag ein herber Duft, und vom Walde her schimmerte es bunt und funkelte, wenn sich die Sonnenstrahlen in den Tautropfen der Spinnwebe fingen. Hans Nielsen, der hier heraus gegangen war, um Abschied von seinem Boden zu nehmen, dachte in dieser Stunde an seinen Vater, der im Herbst neunzehnhundertundvierzehn wie er über diese Felder gegangen sein mochte. Und er mußte gefühlt haben, was der Junge fühlte, denn beide waren mit diesem Land und seiner Scholle verwachsen, beiden war eine liebe und tapfere Frau geschenkt, und beide wußten ihr Sein in einem Kinde gerettet.

Was war der Vater für ein Mann gewesen? In dieser Stunde, die ihn mit dem Toten zutiefst vereinte, fühlte Hans Nielsen zum ersten Male, wie wenig er doch von seinem Vater wußte. Er hatte nur eine unbestimmte Erinnerung an ihn: da stand der Vater, braungebrannt und hochgewachsen, mit dem Jägertschako auf dem Kopfe vor ihm, und die Mutter weinte, obwohl sie es verbergen wollte. Dann ging der Vater in den Krieg, so sagte man dem Kinde, das lachend den Truppen zuwinkte und aus Gesprächen hörte, die elfer Jäger, denen der Vater angehörte, hätten mit brausendem Hurra bei Henri-Chapelle die Grenze überschritten und wären im siegesgewissen, raumgreifenden Vorstürmen. Oft war Glockengeläut und Siegesjubel, und einmal — kam der schwarze Tag, an dem die Mutter lautlos zusammengebrochen war, den Brief aus Frankreich in der Hand.

Das alles wußte Hans Nielsen von seinem Vater, aber es genügte ihm nicht, und die Mutter, die ihm mehr hätte erzählen können, war dem Vater allzu rasch gefolgt. Keiner konnte dem Jungen sagen, wie es seinem Vater im Herzen aussah. Sie redeten, man habe ihn in der Garnison zu Freiberg den „tollen Nielsen" genannt, aber was besagte das? Es war schön, aber es war wenig.

Er war unter solchen Gedanken auf dem Hofe angekommen und ging in sein Arbeitszimmer hinauf, um noch einmal die Ordnung seiner Papiere zu überprüfen. Unter seiner Urkunde sah etwas Graues hervor. Es war ein Feldpostbrief. Hans Nielsen hatte nie etwas von den Briefen seines Vaters zu sehen bekommen, und dieser hier konnte nur durch ein Versehen der Mutter in der Urkunde liegen geblieben sein. Hans Nielsen nahm in diesen Augenblicken den Zufall als eine Fügung. Das überwand jene unbestimmte Scheu, die ihn davor zurückhielt, den Brief zu lesen und sich damit zwischen die Geheimnisse der Eltern zu drängen. Er ergriff den Brief, sah nach dem Absendedatum und erkannte erschaudernd, daß er vierzehn Tage vor dem Tode des Jägerleutnants Nielsen geschrieben war . . .

„Wir werden siegen, und die Sonne des Glücks wird wieder über unserem Vaterlande leuchten. Ich freue mich darauf, Liebste! Manchmal aber überläuft es mich, wenn ich die Ernte des Todes sehe. Es sind immer die Besten, gerade. als wären sie eben würdig genug, für das Vaterland zu fallen. Hier draußen weiß man ja erst, was das bedeutet: Vaterland! Für euch und für Deutschland läßt sich alles, alles ertragen. Ich glaube nicht an Ahnungen; wenn ich aber für Deutschland fallen sollte, dann klage Gott nicht an. Er hat uns einen Sohn geschenkt, für den sollst du leben! Erzieh' ihn mir zu einem Manne, denn unser Vaterland wird Männer brauchen, wird immer Männer brauchen!!"

„Ja, lieber Vater", sagte Hans Nielsen und legte den Brief in die Urkunde zurück. Er hatte den Vater unbewußt immer geachtet. Dieser Brief lehrte den Sohn ihn lieben. Der Vater war nun lebendig, wie nie zuvor. Hans Nielsen ging zu seiner Frau und zu seinem Kinde. Nach dem Abschied schritt er rasch über die Felder. Es brannte in seinen Augen, und er sagte, sich zwingend, die Worte des Vaters vor sich hin: „Deutschland wird immer Männer brauchen!"

Der Hohlweg

Von Cosmus Flam

Einmal kam der Alte Fritz in einer Kutsche von Bohrau nach Heidersdorf gefahren und nutzte vor Rothschloß durch den Hohlweg, der heute noch da ist, obwohl seitdem mehr als hundertfünfzig Jahre vergangen sind.

Ginsterbüsche wachsen rechts und links an den steilen Hängen und sind in der Blüte ein einziges goldgelbes Meer. Wilde Kaninchen haben in die Sandwände ungezählte Schlupflöcher gegraben, und für die Eidechsen, Schlangen, Ratten, Mäuse und ähnliches Getier ist der Hohlweg ein Paradies. Für die Kinder des nahen Dorfes nicht minder.

Da der königliche Wagen mitten in dem Engpaß war und der Kutscher langsam fuhr, um nicht rechts oder links an die Wände zu streifen, erschien plötzlich von Rothschloß her in umgekehrter Richtung ein anderer Wagen, in dem der Pastor von Karzen saß. Er kutschierte selber, und da er bergab fuhr, indes sich sein König mühsam bergauf mühen mußte, kam es, daß die beiden Wagen ziemlich in der Mitte des Hohlweges aufeinander trafen.

Hoha, Platz gemacht! rief der Alte Fritz aus seinem Wagen heraus, als er das Malheur sah.

Wieso? Wieso? antwortete bedächtig der Gottesmann, ein großer würdiger Herr.

Wieso? fauchte der König. Weiß Er, daß ich Sein König bin? Kennt Er mich nicht, Er Lumpsack?

Der Pastor glaubte zuerst, es mache sein streitbarer Gegner einen schlechten Scherz. Da er aber die scharfe Nase und das helle Auge aus dem Wagenschlage hervorlugen sah, wurde er unsicher, stieg ab und sah selber nach.

Richtig, es war der König!

Aber der Pfarrer von Karzen gab sich nicht geschlagen. Zu dienen, Majestät, sagte er, es bedarf keines Wortes, daß ein einfacher Landpfarrer vor seinem Könige zurücktritt. Aber auch der König von Preußen muß einem größeren Monarchen weichen.

Wer ist in Preußen größer als der König? fragte der Alte Fritz und funkelte mit den Augen.

Halten zu Gnaden, Majestät, der Tod! antwortete der Pfarrer, dieweil ich zu einem alten Soldaten muß, der im Sterben liegt und in Bälde zur großen Armee abmarschiert.

So, so, sagte der König und kniff die Augen ein. Warum hat Er das nicht gleich gesagt! Vor dem Tode trete ich natürlich zurück.

Und er befahl seinen Leuten, seinen Wagen bis aufs freie Feld zurückzuschieben und den Pfarrer vorbeizulassen.

So fuhr der Pastor von Karzen an seinem Könige vorbei, der ihm noch nachrief: Grüß Er mir den alten Soldaten und sag ihm, ich käme bald nach. Und daß mir bei der großen Armee alles klappt, wenn ich komme!

Abend wird es in meinen Bergen

Auf den Gipfeln ein letztes Vergolden,
Leises Traumnicken tagmüder Dolden,
In den Wipfeln ein leises Wehen
Zu des Tages leisem Vergehen

Bei der Sonne letztem Verglühen
Ein Abschiednehmen von Duften und Blühen.
Durch der Ferne bläulich Verdämmern
Schwelt aus dem Tale verklingendes Hämmern.

In der Stille ein andächtig Lauschen,
In dem Raume ein ewiges Rauschen.
Auf der Erde ein mähliches Dunkeln
Und am Himmel ein jubelndes Funkeln —

Von Franz Predeek

Heldinnen des Alltags

Frauen der Gegenwart setzen ihr Leben ein

Von Richard Brunotte

Aus dem grauen Altertum vernehmen wir die Kunde von den germanischen Frauen, die ihre Männer in den Kampf gegen den Landesfeind begleiteten. Die Geschichte berichtet von den mutigen Mädchen, die während der Befreiungskriege zu den Waffen griffen. Goethe hat durch sein Gedicht Johanna Stegen unsterblich gemacht, die bei der Rettung Ertrinkender ihr Leben einsetzte und verlor. Auch die Gegenwart kennt solchen weiblichen Heroismus, nicht nur die unerschrockene Mitstreiterin des Mannes, sondern auch die Heldin, die im Alltag nahezu unbemerkt ihre Pflicht tut und dabei durch das Ausmaß ihrer Opferbereitschaft das Gerede von dem schwächeren Geschlecht Lügen straft.

Die gute Hirtin

In Nordschweden ist unlängst in ihrem Heimatdorf Sigrid Erikssen gestorben, die einer todesmutigen Tat in ihrer Jugend den Ehrentitel der „guten Hirtin" verdankte. Damals hatte sie mit anderen Mädchen zusammen eine Viehherde in einem Walde gehütet. Der stand urplötzlich in hellen Flammen. Alle Hirtinnen flohen. Da führte Sigrid ganz allein die Pferde, Rinder und Schafe durch das Feuermeer. Mehrere Stunden dauerte die Flucht. Die Steine des Weges zerrissen die Füße der mutigen Frau. Die drängenden Tiere verwundeten sie. Trotzdem nahm sie ein Lämmchen, das sich das Bein gebrochen hatte, auf den Arm. Endlich erreichten sie einen See. Sigrid trieb die Tiere hinein. Sie selbst — auf dem Rücken eines Stieres — ritt mitten unter ihnen. Am anderen Ufer ging die Flucht weiter. Das Feuer hatte den See umgangen und war den Fliehenden auf den Fersen. Aber dann blieb es hinter ihnen zurück. Die Herde war auf das freie Feld gelangt. Rauchgeschwärzt, erschöpft und blutend sank die Hirtin von ihrem seltsamen Reittier. Nachher, als ihre Tat bekannt wurde, wurde die Rückkehr zu einem wahren Triumphzug . . .

Retterin im Bergwerk

Denselben Mut und dieselbe Geistesgegenwart wie die nordische Hirtin hat die Italienerin Olinda Visentini unweit von Bologna kürzlich bewiesen. Das neunzehnjährige Mädchen war mit einem jungen Manne verlobt, der unterirdische Rohrleitungen zu legen hatte. Durch einen massiven Felsblock hindurch mußte ein Tunnel gesprengt werden. Das Mädchen pflegte den Bräutigam am Feierabend von seinem Arbeitsplatze abzuholen.

Als Olinda nun unlängst wieder einmal am Eingang des Stollens erschien, kamen ihr flüchtende Arbeiter entgegen. Sie rannten an dem erschrockenen Mädchen vorbei. Erst der letzte von ihnen, der Gehilfe des Sprengmeisters, gab ihr Aufklärungen. Seine Worte waren allerdings wirr und unzusammenhängend. Aber das Mädchen erriet den Inhalt: Die Arbeiter hatten Löcher in den Stein gebohrt und mit Sprengstoff gefüllt. Aber die zerstörenden Kräfte waren zu früh entfesselt. Anscheinend hatte das einstürzende Gestein den Sprengmeister schon erschlagen. Noch immer hallte der dumpfe Donner der Explosionen.

Olinda überlegte nicht lange. Ehe jemand sie daran hindern konnte, hatte sie sich auf einen der Kippwagen geschwungen, die auf dem Geleise vor dem Stolleneingang standen. Dann raste das Gefährt in den gähnenden Tunnel hinein. Die Männer wagten erst zu folgen, als die letzten Schüsse verhallt waren.

Man fand auch bald den Sprengmeister und seine Braut — beide völlig unverletzt! Der Mann war zu Boden gestürzt, als er ins Freie flüchten wollte. Er konnte sich nicht mehr befreien, weil der Fuß eingeklemmt war. Das Mädchen aber hatte, als es ihn erreichte, schnell entschlossen den Kippwagen über ihn gestülpt. Da vermochten die umher prasselnden Brocken keinem der beiden ein Leid zu tun.

Der Damm aus Frauenleibern

Ergreifend ist das Heldenlied von den mutigen Frauen von Fu-Tschei am Hoangho. Der Riesenfluß war über seine Ufer getreten. Viele hundert Quadratkilometer Acker standen unter Wasser, und große Scharen entmutigter Bauern gingen mit Weib und Kind auf die Suche nach neuen Wohnplätzen. Sie waren des ewigen Kämpfens müde geworden. Nur die Bauern von Fu-Tschei nicht. Sie arbeiteten mit ihren Familien Tag und Nacht. Endlich schien die schlimmste Gefahr überstanden. Da machten sich die Männer auf den Weg nach Hsiang-Nin, um die Soldaten zu Hilfe zu holen. Inzwischen hielten die Frauen Wache am Damm.

Plötzlich klaffte eine neue Lücke im Deich. Das Wasser begann wiederum zu steigen. Die Frauen suchten das Loch mit Sand zu stopfen. Es gelang ihnen nicht. Da warfen sich drei Frauen mit ihren Leibern in den Spalt und wehrten dem Element. Aber da riß es unmittelbar daneben eine zweite Lücke. Wiederum sprangen Frauen in die Bresche. Der Kampf dauerte bis zum Morgen. Da kamen die Bauern mit den Soldaten. Sie waren im letzten Augenblick eingetroffen. Ueberall drohte der Damm zu bersten. Doch gelang es den vereinten Kräften der Männer, des wütenden Elements Herr zu werden. Nun konnten sie auch die Leichen der Frauen bergen, die für die Scholle ihr Leben geopfert hatten. Von den 200 Frauen des Dorfes waren es nicht weniger als 100, die da in Wasser und Sand begraben lagen.

Manch weibliches Heldentum ist — wer kann es leugnen! — erst durch die sportliche Ertüchtigung ermöglicht worden, die in unseren Tagen mehr und mehr auch der Frau zuteil wird. Und wenn man immer wieder von den Telephonistinnen hört, die eine ganze Stadt vor dem Untergang bewahren, indem sie das eigene Leben aufs Spiel setzen, so möchte man fast auf den Gedanken verfallen, als sei die Gegenwart besonders reich an weiblichen Helden. Oder muß man heute mit strengeren Maßstäben messen?

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

3. Fortsetzung

„Liebling, ist der allmächtige Amerikaner schon eingetroffen?"

„Ja!"

„Liebling, wann kommt er denn zu uns?"

„Weiß nicht!"

„Liebling, wird er von mir begeistert sein?"

„Ich hoffe ja", sagte Stohansl ziemlich unwirsch, „denn dann bin ich dich mit deinem fortwährenden Liebling und deinen Fragen endlich los."

Marietta aber lachte ihr fröhliches, unbeschwertes Lachen:

„Liebling, wie sehe ich aus, sieh mich doch einmal an, oder hast du für deine Tugend Angst?"

„Das ist ja eine Mordsschweinerei", fuhr Stohansl einen Komparsen an, „wer hat Ihnen denn diese Felduniform angezogen? Heute seid ihr doch österreichische Dragoner bei Kriegsanfang, mit Helm und roten Hosen, ja seid ihr denn alle verrückt geworden, da muß ich doch gleich mal . . ." Und schon war Peter Stohansl in den Garderoben verschwunden.

Marietta aber war heute gar nicht beleidigt, sie sah sich mit glücklichem Lächeln nach Willy von Pfeil um.

Da drüben saß er ja, schon für die Aufnahme hergerichtet, in der Uniform eines österreichischen Dragoner-Rittmeisters. Aber er saß ja nicht allein dort. Neben ihm saß ein junges Mädchen in Schwesterntracht . . . halt! . . . dachte erstaunt Marietta, ist das am Ende diese kranke Käthe, die Pfeil trotz herrlichstem Frühlingswetter im geschlossenen Wagen nach Hause gebracht hatte und die Marietta schon wieder beinahe vergessen hatte? Im geschlossenen Wagen fährt man doch nur, wenn man . . . nun. Marietta wußte ganz genau, wann man gern im geschlossenen Wagen fährt . . . und heute ist sie schon wieder gesund? . . . Marietta beobachtete, von einer Kulisse verdeckt, die beiden mit Argusaugen. Warum hatten sie die Köpfe so nahe beieinander, daß sich beinahe die Haare berührten? Sie sahen scheinbar gemeinsam in ein dickes Buch, das vor ihnen auf dem Tisch lag. Marietta klopfte das Herz schon wieder bis in den Hals.

Sie betrachtete jetzt dieses Mädchen so gespannt, so grausam und scharf, wie sich nur Frauen prüfend betrachten können. Ihre Züge entspannten sich langsam. Zwar ein schönes, klares Gesicht mit großen, leuchtenden Augen, aber zu ernst, viel zu ernst für diese große Jugend, die Schultern zu schmal und hängend, die Gestalt überschlank, knochig und mager, konstatierte Marietta ganz nüchtern und triumphierte, denn was Pfeil liebte, das wußte sie selbst am besten. Marietta atmete auf, nein, für die Liebe schien dieses kleine magere Mädchen nicht geschaffen, die hatte ja keine Spur von Temperament! Oder sollte am Ende gerade das, daß dieses spindeldürre Mädchen noch keine Ahnung hatte, sollte das den Raubritter reizen? Die Unberührtheit, das Sanfte, die Keuschheit? Die Hilflosigkeit, mit der sie jetzt von dem Buch aufsah, mit einem Blick wie ein Täubchen, das den Fallen entfliehen möchte, aber nicht mehr kann, dann wieder mit halboffenem Mund Pfeils Worten lauschte. Durchaus töricht, fand Marietta, wie eine Schülerin, die den heimlich verehrten Professor anhimmelt.

Marietta war auf ihrem versteckten Beobachtungsposten bereits wieder etwas nervös geworden. War diese Kleine am Ende eine ganz Durchtriebene, die in Unschuld und Naivität machte? Die Männer waren ja im allgemeinen so furchtbar dumm, fielen auf alles herein, und Gefahr, sie zu verlieren, bestand immer, selbst an ein solches „Täubchen". Wenn ein Star wie Willy v. Pfeil mit einer kleinen Komparsin Kopf an Kopf in Bilderbüchern blätterte, gab das zu denken. Ja, so unpraktisch und solche Kinder sind die Männer. Bilderbücher ansehen, anstatt sich für den wichtigen Amerikaner vorzubereiten. Marietta hatte noch gestern mit Pfeil über dieses Thema gestritten und wollte es ihm einfach nicht glauben, daß ihn der Besuch des Amerikaners kühl bis ans Herz ließ.

„Ruhe!" rief Stohansl jetzt. „Alles auf die Plätze zur Probe!"

Pfeil und Käthe erhoben sich und gingen zu dem Spielleiter, der mit seinem ganzen Stab neben der Kamera stand und mit seinem Kameramann die nächste Einstellung besprach.

Marietta aber ging sofort zu dem runden Tisch, auf dem noch das dicke Buch lag. Sie war enttäuscht, ach, kein Schmöker, kein Roman, sondern nur ein Werk über Kunstgeschichte. Als Lesezeichen lag eine Karte zwischen den Seiten, auf der sie staunend las: Hörerin der Universität Käthe Füßli!

Was? Diese Komparsin sollte eine Hochschulstudentin sein? Und gerade weil ihr das sehr imponierte, ärgerte sie sich um so mehr darüber. Die wußte also dann vieles, von dem sie selbst keine Ahnung hatte.

Natürlich, jedes Wort, das sie jetzt in diesem Buch las, war für sie vollkommen unverständlich wie Griechisch und Chinesisch. Auch die vielen Abbildungen sagten ihr nichts und ließen sie kalt. „Kanon der Proportionslehre", entzifferte Marietta unter der Abbildung irgend eines nackten Mannes, den sie nicht einmal schön fand. Die vielen Bilder von allerhand Ornamenten, mykenisch, griechisch, pompejanisch, hielt sie einfach für Tapetenmuster und fand sie alle scheußlich. Auch mit den ägyptischen, dorischen, jonischen Säulen wußte sie gar nichts anzufangen. Säule ist Säule, und wie eine Säule aussieht, weiß doch jedes Kind, und über solche Dinge schreiben scheinbar unbeschäftigte Leute dann so dicke, langweilige Wälzer.

Auch Willy von Pfeil hatte bei sich zu Hause in seiner Bibliothek reihenweise solche unnützen dicken Bücher. Ihn hatte sie ja auch deswegen stets restlos bewundert und es beinahe unheimlich gefunden, daß ein Mensch so vieles weiß, was ihn eigentlich gar nichts angeht. Sie blätterte gelangweilt in diesem kunstgeschichtlichen Werk, das ihr zwar nichts sagte, nur so viel, daß ihr Raubritter mit diesem Mädchen gemeinsame Interessen hatte, an denen sie nicht teilhaben konnte. Darum schob sie auch tief verärgert das Buch fort. Aber da lag auf dem Tisch ja noch eine Handtasche, eine ganz einfache, unauffällige Tasche aus billigem Leder, die konnte doch sicher nur dem Mädchen gehören. Marietta warf einen schnellen Blick in die Runde. Noch zögerte sie, doch dann spürte sie plötzlich die Tasche in ihren Händen. Handtaschen sind ja schließlich keine verschlossenen Briefe, und da hatte sich auch schon der Verschluß unter ihren nervösen Fingern geöffnet. Das erste, auf was Mariettas Blick fiel, war ein Briefumschlag. Ihr wurde siedend heiß und sofort wieder eiskalt, denn sie erkannte auf den ersten Blick Pfeils Handschrift, eine Täuschung war vollkommen ausgeschlossen. Auf dem Briefumschlag stand merkwürdigerweise nicht der Name des Mädchens, sondern der Name eines Mannes. Aha, dachte Marietta, eine Deckadresse, an die das Mädchen schreiben soll, oder aber eine Wohnung, ein heimliches Liebesnest, wo sie sich treffen wollen.

Marietta war sich in diesem Augenblick vollkommen klar, daß dies gar nicht anders sein konnte! Krampfhaft, mit schnellen Griffen, durchwühlte sie jetzt diese fremde Tasche. Eine billige Puderdose, eine Stadtbahnfahrkarte, ein Fünfmarkstück, einige Groschen und ein vollgeschriebener Notizblock; aber das da, in der inneren Seitentasche, in rosa Seidenpapier gewickelt, von einem Gummiring zusammengehalten, sah genau wie ein Geschenk aus. Sollte es am Ende von Pfeil sein? Marietta kochte bei diesem Gedanken und vergaß total ihre Umgebung. Der Gummiring schnellte davon, und das rosa Papier lag auf ihrem Schoß entfaltet. Es enthielt auf Watte gebettet einen seltenen, herrlichen Ring! So kostbar, wie selbst Marietta noch keinen gesehen hatte. Der Ring war alt, ein Siegelring, aber an Stelle des Siegelsteines saß ein prachtvoller, großer Saphir von besonderem Feuer, der von Brillanten eingefaßt war, und in den Spahir war ein Wappen geschnitten. Der Ring war an einem Rosenkranz befestigt.

Wie kam das kostbare Schmuckstück in diese abgenutzte billige Tasche, und wie kam das Mädchen zu einem so wertvollen Ring?

Das war sehr verdächtig, und da mußte man doch gleich mal . . .

Aber dazu kam es nicht mehr, denn plötzlich fühlte Marietta, wie ihr der Ring mit einem heftigen Ruck entrissen wurde.

Hinter ihr stand hochaufgerichtet, mit zornfunkelnden Augen, Käthe . . . sie griff jetzt auch nach der Tasche und rief mit zitternden Lippen, aber sehr laut und deutlich in die absolute Stille der Tonfilmhalle:

„Das ist infam! Infam, in fremden Taschen herumzuwühlen!"

Marietta sprang auf:

„Wie kommen Sie zu diesem kostbaren Schmuckstück?" Drohend ging sie auf Käthe los, die aber keinen Schritt zurückwich und ihr furchtlos in die Augen blickte:

„Das geht Sie nichts an."

„Wer hat Ihnen diesen Ring geschenkt?"

„Der Ring ist mein Heiligtum, und ich dulde nicht, daß Sie ihn berühren."

„Das ist doch sehr verdächtig, und ist der Briefumschlag vielleicht auch ein Heiligtum, meine Liebe?" Marietta fuchtelte in höchster Erregung mit dem Briefumschlag von Käthes Gesicht herum.

Die Aufnahme war durch die lauten Stimmen der beiden Frauen unbrauchbar. Der Tonmeister sprang erschrocken aus dem Tonwagen, der Kameramann stellte die Kamera ab, und die Scheinwerfer erloschen. Und dies alles ohne Kommando. Das war dem Spielleiter in seiner langen Praxis denn doch noch nicht passiert. Nur ein besonders geistesgegenwärtiger Beleuchter richtete sofort seinen großen Scheinwerfer in die Ecke, aus der die lauten Stimmen kamen.

Im grellen Licht sah man jetzt Marietta und Käthe. Peter Stohansl erfaßte als erster die Situation. Marietta hatte natürlich angefangen, aber, der „Star" konnte ja nicht entlassen werden, Käthe, die flog nach diesem Skandal! Dagegen konnte auch er nichts tun! Die zwei Frauen waren jetzt von allen im Atelier Beschäftigten neugierig umringt, und der Spielleiter nahm ein strenges Verhör vor. Auch Pfeil trat hinzu und sah kopfschüttelnd von Marietta zu Käthe. Käthe, der die Tränen über die Wangen liefen, hatte inzwischen blitzschnell den Ring mit dem Rosenkranz wieder in das rosa Papier gewickelt und die Tasche unter den Arm geklemmt, als ob man sie ihr entreißen wolle.

„Wer hat hier angefangen?" fragte der Spielleiter.

„Wer hat laut in die Aufnahme hineingerufen?"

„Ich", schluchzte Käthe, „aber es ist infam, heimlich meine Tasche zu durchwühlen und mich zu verdächtigen!"

„Das ist keine Entschuldigung für Ihr unglaubliches Benehmen", gab der Spielleiter ruhig zur Antwort, „wir werden Sie fristlos entlassen müssen, Fräulein Füßli!"

Käthe sank nach diesen Worten wie vernichtet in den Stuhl, und ihr Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt. Pfeil trat zu ihr, sprach gütige, beruhigende Worte, strich ihr über das Haar und drückte ihr sein Taschentuch in die Hand. Marietta aber redete ohne Rücksicht auf die vielen Menschen in höchster Aufregung auf ihn ein. Pfeil wehrte ungeduldig ab, nahm ihr den Briefumschlag aus der Hand und sagte leise und scharf:

„Wie kann man sich nur so gehen lassen, das ist doch nur die Adresse des Arztes. Du hast dem jungen Mädchen bitter unrecht getan und wirst sie um Verzeihung bitten."

„Was . . . Ich um Verzeihung bitten — diese Hochstaplerin?"

„Ruhe!" rief jetzt Stohansl laut, wurde aber sofort von Marietta unterbrochen.

„Ich um Verzeihung bitten, diese scheinheilige Kröte? . . . Ich denke gar nicht daran", schrie gellend Marietta. „Also, so weit ist es schon zwischen euch gekommen." Die herumstehenden Arbeiter lachten, denn da war ja endlich wieder einmal ein richtiggehender Krach!

„Janz kroß is unsere Marietta heute . . . jleich wird se dem armen Mädchen noch eine kleben!"

Da wurde die Ateliertür aufgerissen!

„Achtung, die Herren kommen mit dem Amerikaner", erscholl die rauhe Stimme des Pförtners so laut, daß sie alles übertönte, und schon flog die eiserne Tür wieder zu.

Diese Worte wirkten wie ein Fliegeralarm.

„Da haben wir die Bescherung", knirschte wütend der Spielleiter zwischen den Zähnen. Alle rannten wirr durcheinander auf ihre Plätze. Pfeil blieb als einziger ruhig in diesem Trubel und flüsterte noch schnell Stohansl zu:

„Wir müssen die Sache mit Fräulein Füßli wieder einrenken. Bitte, bringe sie doch heute abend zu mir zum Essen mit."

Marietta hörte diese Worte und dachte: Jetzt sollst du einmal Eifersucht kennenlernen, der Amerikaner kommt ja wie gerufen. Aeußerlich war sie vollkommen ruhig, sie sah in den Spiegel, puderte sich die Wangen und die Nase, zog die Lippen nach, rückte an ihrem etwas verschobenen Hütchen und strich das Kleid glatt.

Jetzt öffnete sich auch schon die Ateliertür, und von dem Produktionsleiter Degenhardt geleitet, von den Herren des Vorstandes gefolgt, betrat Mister Kean die Halle. Der Amerikaner blieb stehen! Seine flinken Augen huschten umher, liefen an den Wänden empor, verweilten auf den aufgebauten Dekorationen, die in der enormen Halle verschwanden, und erfaßten mit einem Rundblick alles, noch bevor sie sich den Menschen zuwandten. Zum erstenmal zeigte sein Gesicht ein schwaches Staunen, deshalb stellte er auch seinem „well" ein „very" voran.

Die verstörte Käthe, noch immer in Tränen gebadet, lief dem Amerikaner beinahe in die Arme. Der stutzte, riß erst die kleinen Augen sehr erstaunt auf, um sie dann zu einem winzigen Schlitz zusammenzukneifen. Degenhardt, der keine Ahnung hatte, was hier eigentlich los war, meinte, als er Käthe so sah, schnell gefaßt und erklärend:

„Eine Drehszene ist eben beendet!"

„Oh!" schmunzelte der Amerikaner, „sie weint wirklich — wonderful! Die ist bei der Sache, die möchte ich noch einmal bei der Arbeit sehen, wie heißt diese Dame?" Degenhardt war starr, das war der erste zusammenhängende Satz, den der Amerikaner seit seinem Besuch in der Filmstadt gesprochen hatte, und der galt ausgerechnet einer kleinen Komparsin.

„Käthe Füßli! Sie war vor kurzem noch in der Komparserie, ist sehr talentiert und spielt jetzt zum erstenmal eine . . ." Degenhardt bemerkte mitten im Satz, daß Mister Kean ihm gar nicht zuhörte und mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen über die Köpfe der andern hinweg in die Halle starrte. Degenhardt folgte diesem entsetzten Blick und sah, daß er auf Pfeil gerichtet war. Heiser kam es jetzt von des Amerikaners Lippen, der auf einmal nur mehr englisch sprach:

„Wer ist der Mann?" Und jetzt sah Degenhardt weiter, daß das rotangelaufene, aufgeschwemmte Gesicht des Mister Kean sich verfärbte und leichenblaß geworden war, daß der schwere Mann wankte und auch schon krampfhaft nach seinem Arm griff. Degenhardt schob ihm schnell einen Stuhl zu, auf den Mister Kean schwerfällig niedersank:

„Zu heiß!" stammelte er und tupfte sich mit zitternder Hand mit dem Taschentuch das schweißbedeckte Gesicht ab, schüttete gierig einen Kognak hinunter, den man ihm reichte, und fragte abermals flüsternd:

„Wer ist dieser Mann dort?"

Sah der Amerikaner plötzlich Gespenster, oder war es ein Schlaganfall? Aengstlich umdrängten ihn die Herren des Vorstandes:

„Das ist Herr Willy von Pfeil, unser neuer Darsteller, ein großer Künstler, wollen Sie ihn gleich kennenlernen?"

„Später, später!" wehrte Mister Kean ab und murmelte sinnend vor sich hin:

„Mister Pfeil?" Beinahe hätte Mister Kean sich vergessen und laut „Unmöglich!" gebrüllt, denn er wußte es besser, daß dieser Mann da drüben, der große, schlanke, österreichische Rittmeister, nicht Pfeil heißen konnte, weil er ja Willy von Lerchenau war!

Willy von Lerchenau, der Mann, den er so glühend gehaßt und gefürchtet hatte, wie man nur überhaupt hassen und fürchten kann, und den er vor vielen Jahren im Weltkrieg gefallen und längst vermodert glaubte. — Und jetzt stand er dort, ruhig, gelassen und unverändert, in derselben Uniform, in der Kean ihn zum letzten Male gesehen hatte! — War er von den Toten auferstanden, um ihm hier im Filmatelier gegenüberzutreten und an ihm Rache zu nehmen? — War denn dieser Lerchenau nicht damals mit der Schanze in die Luft geflogen und in Atome zerrissen worden? — War denn alles umsonst gewesen? — Auch sein Verrat?!

Mister Kean stöhnte laut auf! Es war ihm jetzt völlig gleichgültig, was die besorgten Herren um ihn herum glaubten, sollten sie ihn nur für plötzlich erkrankt halten. In seinem Gehirn kreiste nur ein Gedanke: wird auch er mich jetzt wiedererkennen? Aber, was half es, jetzt gab es kein Entrinnen mehr! Schwerfällig stand Mister Kean auf, stellte sich hinter den Stuhl und umkrampfte mit beiden Fäusten die Lehne, als hielten sie eine Waffe, die er gegen den Mann da drüben gebrauchen wollte.

Was würde geschehen, was würden die nächsten Minuten bringen, denn jetzt kam, von Degenhardt gerufen, Pfeil auf ihn zu. Der Amerikaner machte die furchtbarsten Augenblicke seines Lebens durch! Er packte die Lehne des schweren Stuhles noch fester, daß das Holz knackte! — Jetzt stand dieser „Pfeil" vor ihm! Kühl, fremd und höflich blickten seine Augen ihn an. Kein Stutzen, nicht das kleinste Zeichen des Erkennens war in diesem ernsten Gesicht zu lesen, und nun sprach er, weil Mister Kean kein Wort herausbringen konnte.

Der Amerikaner hörte das sonore Organ, das er so gut kannte, er verstand aber nicht die Worte, denn in seinen Ohren rauschte das Blut wie eine tobende Brandung, er hörte, als spräche der Mann, der ganz knapp vor ihm stand, aus weiter Ferne — so fern und so weit wie die Jahre, die dazwischen lagen, als ihn dieselbe Stimme einst in tiefster Empörung — „Schuft!" und „ehrloser Verbrecher" genannt hatte.

Bei dieser Erinnerung blickte Mister Kean seinem Gegenüber zum erstenmal in die Augen. Und jetzt war er seiner Sache ganz sicher . . . Nein! . . . Der Mann hatte ihn nicht erkannt.

Da lachte Mister Kean plötzlich dröhnend auf . . . ein explosives, mißtönendes Lachen, das, ohne daß er es wollte oder verhindern konnte, aus seinem offenen Munde quoll wie in einer furchtbaren Entspannung, als hätte er minutenlang krampfhaft den Atem anhalten müssen.

Selbst der beherrschte Pfeil fuhr zusammen . . . entweder ist dieser Mann betrunken oder ein Narr, ein vollkommener Narr, dachte er staunend.

Der Amerikaner ließ jetzt den Stuhl los und schlug Pfeil gönnerhaft auf die Schulter:

„Sehr interessant, was Sie mir da erzählt haben", sagte er englisch, „aber verzeihen Sie, wie war doch Ihr Name? Ach richtig, Mister Pfeil, ich danke Ihnen vielmals."

Der ganze Mann war mit einem Schlag wie verwandelt, jünger geworden, elastisch und lustig, er sprach auch auf einmal zusammenhängende Sätze, lachte dazwischen wieder, küßte sogar Marietta die Hand, die jetzt vor ihm stand, und machte ihr sofort grobe Komplimente, wobei er sie unverschämt und lüstern ansah:

„Solch eine Type wie Sie, meine Gnädige, suche ich schon lange, Sie werden drüben riesig gefallen."

Was, dachte Marietta, so schnell? Sie war vor Freude glühend rot geworden . . . meinte er das im Ernst? Und sie suchte blitzschnell Pfeils Augen, der aber leider ganz wo anders hinsah!

(Fortsetzung folgt.)

Im Schutze des Westwalls

Das Leben geht weiter – Vergebliche Feindpropaganda – Luftschutzkeller im Felsen – Alles hilft mit

Von unserem M.-Mitarbeiter

Westmark, im November 1939. In geringer Höhe überfliegt am hellen Tage eine Flugzeugstaffel die Westmark. Wie wirkt das auf die Bevölkerung? Man stürzt auf die Balkons und an geöffnete Fenster und winkt den Fliegern zu, denn feindliche können es ja nicht sein!

Das ist bezeichnend für die Stimmung im Grenzland des Westens. Unerschütterliches Vertrauen zu allen Teilen unserer Wehrmacht, das ist die Grundlage des gesamten Lebens, das seinen Fortgang nimmt, als ob man tiefsten Frieden hätte. Und man muß schon genau hinschauen, um Außergewöhnliches zu bemerken. Gewiß wird bei Einbruch der Dämmerung abgeblendet und gründlich verdunkelt. Nur die Verkehrsmittel fahren hier — solange kein Alarm ertönt — mit voller Beleuchtung. Sie erlischt im Augenblick, wenn der erste Sirenenton Gefahr meldet. Bisher wurde nur vor Flugblätter-Flugzeugen gewarnt. In rauhen Mengen, z. T. noch gebündelt, sind sie gefunden worden unmittelbar an der Grenze. Man hat sie aufgesammelt, der Polizei abgegeben, wie sich das gehört, sie auf dem Wege dorthin natürlich gelesen und „sich schibbelig gelacht". Da hört man die verschiedensten Meinungen: „Na, wenn die Engländer in den Flugblättern schreiben, daß es Blödsinn gewesen sei von ihnen, uns den Krieg zu erklären, sollen sie ihn doch abblasen, wir haben sie ja nicht darum gebeten". Gegen Frankreich herrscht Gleichgültigkeit, auch die Beschießung des leeren Flugplatzes in Saarbrücken ändert daran nichts. Gegen England echter, ehrlicher deutscher Zorn und mit Genugtuung wird festgestellt, daß Belgien, Holland und Dänemark sich die englischen Unverschämtheiten nicht gefallen lassen.

Im übrigen geht das Leben seinen Gang. Die Geschäfte sind gut besucht, denn die Ausstellung von Bezugscheinen wird großzügig gehandhabt. Hamsterer und Kriegsschieber gibt es nicht. Das wissen besonders diejenigen zu würdigen, die den Weltkrieg mitgemacht haben. Gaststätten und Kinos weisen viele Besucher auf. Radio und Wochenschau locken zum Besuch. Ganz wesentlich trägt zur Beruhigung der Stimmung im Grenzgebiet mit bei, daß die Frauen alle mit am Werk sind. Die Arbeit der NS.-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerkes klappt reibungslos. Jeder weiß, daß Hilfe bereit steht, wenn sie notwendig ist. Wie mußte im Weltkrieg erst mühsam der Nationale Frauendienst Schritt für Schritt aufgebaut werden, und wie viele Frauenkräfte lagen damals brach.

Auffallend sind die ungezählten Männer, die in der Grenzmark noch nicht eingezogen sind. Daß sie fieberhaft darauf warten, ist verständlich. Aber man möchte England wünschen, daß es einmal feststellen könnte, was für ungeheure Reserven Deutschland an wehrfähigen und wehrwilligen Männern allein hier im Westen hat. Nur vereinzelt sieht man eine Schaffnerin oder einen weiblichen Postboten. Altbekannte Gesichter umgeben uns, und wie entschuldigend sagt der eine und andere: „Ich warte schon so lange auf meine Einberufung, mich wollen sie anscheinend noch nicht". Sie teilen ihr Los mit alten Frontsoldaten, mit jungen Reservisten und ungedienten Leuten, von der Jugend ganz zu schweigen.

Im Gegensatz zu der Ueberraschung, die der Weltkrieg bedeutete, ist die Bereitschaft heute außerordentlich wohltuend. Nirgends Unsicherheit, keine Aufregung, keine Aengstlichkeit und Kopflosigkeit; im Gegenteil, unbedingte Ruhe und Zuversicht, unbändige Entschlossenheit, sich unter gar keinen Umständen unterkriegen zu lassen, beseelt auch die Heimatfront im Grenzbezirk. Jeder hilft an seinem Teil mit. Das Schlangestehen hört hier schon auf, weil man sich mit den Lieferanten verständigt, die Lebensmittelscheine an dem Tage, an dem gewöhnlich geliefert wird, hineinreicht mit einem Zettel, auf dem vermerkt wird, was man braucht. Abends holt man sich die Waren ab. Da haben die Geschäftsleute Zeit, jeden nach Wunsch zu versorgen, und die Hausfrauen vergeuden nicht ihre kostbare Zeit mit Anstehen.

Alles in allem: wir Bewohner der Grenzmark sind uns durchaus des Ernstes der Lage bewußt, der uns ja auch nachdrücklich aufgeht, wenn in den Zügen die evakuierten Frauen und Kinder auf den Bahnhöfen versorgt und ausgezeichnet verpflegt werden. Aber die Evakuierung ist kein Grund zur Aufregung. Die weise Vorsorge, die überall getroffen ist, wird restlos anerkannt, und sie bewirkt große Sicherheit.

Daß nach menschlicher Voraussicht weit über das notwendige Maß hinaus Luftschutzkeller gebaut wurden — im gebirgigen Gebiet Westdeutschlands in Felsen hineingehauen, z. T. hervorragend eingerichtet, manche sogar mit Kinderbettchen — das gibt der Bevölkerung ebenfalls ein starkes Gefühl der Gelassenheit. Unmittelbar an der Grenze beherrschen natürlich Militär, Einquartierung, Pferde und Motoren das Bild. Zahlreiche Volksdeutsche aus Uebersee sind im Augenblick ihrer beabsichtigten Abreise nach USA oder Südamerika hier zurückgeblieben, da die deutschen Dampfer einstweilen nicht verkehren, sie aber mit ausländischn Schiffen nicht gern fahren wollen. „Wir sind ja so froh, diesmal den Kampf Deutschlands um sein Recht nicht im Ausland zu erleben, sondern daheim." Sie reihen sich ein in die Kampftruppe der Heimat, bis der Weg in die Welt wieder frei ist von englischen Piraten. Und sie wissen wie wir alle: Deutschland wird leben!

Arbeitsmaiden helfen den Bäuerinnen in den westlichen Grenzgebieten
Hinter den ersten Linien des Westwalles liegt inmitten einer herrlichen, echt deutschen Waldlandschaft eine größere Ortschaft, in deren Mauern wir auf ein Lager des weiblichen Arbeitsdienstes stoßen. (PK. Bauer, Presse-Bild-Zent., Zander-Mult.-K.)

Fortschritte der Kriegschirurgie

In einer Zeit, in der sich mancher um das Schicksal eines Verwundeten Sorgen macht, erscheint es durchaus angemessen, sich die Frage vorzulegen, welche Fortschritte denn die Kriegschirurgie seit dem Weltkrieg gemacht hat. An sich waren die Leistungen der deutschen Kriegschirurgen während des Weltkrieges bereits vorbildlich, und in den vier Kriegsjahren hat man sehr viel Erfahrungen sammeln können.

Inzwischen ist auch die Friedenschirurgie nicht stehen geblieben. Neue Methoden sind ersonnen und manche technische Verbesserungen eingeführt worden. Diese Fortschritte der Heilkunde werden sich natürlich auch bei der Behandlung Kriegsverwundeter weitgehend auswirken. Es kommen dann noch die Erfahrungen hinzu, die in den letzten Feldzügen in Abessinien und in Spanien gewonnen wurden. In unseren medizinischen Zeitschriften sind auch bereits Abhandlungen über die ärztliche und insbesondere die chirurgische Versorgung unserer Verwundeten erschienen, die den gegenwärtigen Stand und die Richtlinien ärztlichen Handelns auf dem Verbandplatz und im Lazarett klar herausstellen. Dabei wurde auf eine Reihe sehr wichtiger Gesichtspunkte hingewiesen, die heute besondere Beachtung verdienen. Es wird betont, daß nach wie vor die erste Wundversorgung so schonend wie möglich zu erfolgen hat. Nur oberflächlicher Schmutz wird entfernt, und Fremdkörper, z. B. Granatsplitter, sollen nur herausgenommen werden, wenn dies ohne Beeinträchtigung der Wunde geschehen kann. Das wichtigste ist die Bedeckung der Wunde mit einem gutsitzenden keimfreien Verband und die Ruhigstellung auch solcher Wunden, bei denen keine Knochenverletzungen erkennbar sind. Eine chirurgische Wundversorgung soll erst in einem gut ausgerüsteten und von einem Fachchirurgen geleiteten Lazarett erfolgen. Je rascher der Transport sich bewerkstelligen läßt, um so besser ist es. Durch den Einsatz von Kraftwagen und Flugzeugen für den Abtransport der Verwundeten ist dies heute noch besser gewährleistet als im Weltkriege.

Während der Truppenarzt auf dem ersten Verbandplatz die Wunde möglichst schonend behandelt, geht der Chirurg, der mit allen modernen Hilfsmitteln ausgerüstet und wohl vertraut ist, aktiver an die Wunde heran. Schon im Weltkriege hat sich das Verfahren bewährt, frische verschmutzte Wunden mit unregelmäßigen Wundrändern zu operieren, das heißt Wundrand und Wundbett, soweit dies möglich war, zu entfernen und so eine neue glatte Wunde anzulegen, die nun sofort durch Naht geschlossen werden konnte. Diese Behandlung ist von der Friedenschirurgie übernommen und weiter entwickelt worden. Sie hat sich inzwischen auf vielen Kriegsschauplätzen bewährt. Der Vorteil besteht in der Entfernung eingedrungener Bakterien, Schaffung glatter Wundverhältnisse und wesentlicher Beschleunigung der Heilung. Natürlich hat auch diese Behandlung ihre Grenzen. Sie ist bei manchen Wunden nicht ausführbar, aber sie hat doch in zahllosen Fällen Vorzügliches geleistet und zeigt zugleich, wie stark die Abwehrkräfte des Organismus sind und daß man zu den Schutz- und Abwehreinrichtungen unseres Körpers Vertrauen haben kann.

Dabei darf freilich die Ruhigstellung des verwundeten Körperteils nie vernachlässigt werden, und auch heute noch stellt der Gipsverband, den der große Kriegschirurg Ernst von Bergmann eingeführt hatte, ein unschätzbares Schutz- und Heilmittel dar. Wunden, die offen behandelt werden müssen, werden jetzt vielfach mit Salbenverbänden bedeckt, und dabei hat sich die Lebertransalbe mit ihrem Vitamingehalt ganz besonders bewährt. Der Verbandwechsel wird dadurch schmerzloser, und die Heilung wird gefördert. Alle diese Verfahren dienen besonders dazu, das Eiterfieber zu verhüten und die natürlichen Abwehrkräfte zu fördern. In den letzten Jahren hat nun die deutsche chemische Industrie ein wirksames Mittel gegen septische Erkrankungen gefunden. Schon in der Friedenschirurgie hat es gute Erfolge gezeitigt, wenn es auch bei den schwersten Formen der Blutvergiftung nicht immer ausreicht. Es ist aber anzunehmen, daß dieses Mittel sich gerade bei unseren jungen kräftigen Soldaten gut bewähren wird.

In den letzten Jahren hat die Hirnchirurgie besondere Fortschritte erzielt, und deutsche Fachärzte haben sich als Hirnchirurgen einen Namen gemacht.

Zu den neuen Heilverfahren muß auch die Blutübertragung gerechnet werden, die heute in jedem Lazarett durchgeführt werden kann und sich nicht nur bei schweren Blutverlusten, sondern auch bei manchen anderen Organverletzungen und Schockwirkungen als segensreich bewährt hat. Schließlich ist auf dem Gebiet der Schmerzstillung mancher wertvolle Fortschritt zu verzeichnen, der unseren Verwundeten zugute kommt.

Zusammenfassend läßt sich wohl sagen, daß heute ein Verwundeter schmerzfreier und schonender behandelt werden kann als früher und daß die Aussicht auf Heilung auch in schweren Fällen größer geworden ist.

Dr. med. G. Kaufmann

„Sprich nur, Geliebte, jeden Wunsch werde ich dir erfüllen!"
„Dann geh, bitte, von meinen Füßen runter, ich halt's nicht mehr aus!"

Unter Mädchen

„Wie eingehend du dich über deinen Bräutigam erkundigst! Dein Vertrauen scheint er nicht zu haben."
„Nein, mein Sparkassenbuch." (Fliegende Blätter.)

Unmöglich

„Gestern auf der Jagd flog eine Kugel direkt über meinen Kopf hinweg. Einen Zentimeter tiefer und Sie würden jetzt mit einer Leiche reden!" (Lustige Blätter.)

Eine Dame, deren Körperfülle nach ihrer Ansicht am falschen Platz war, fragt bei ihrer Zeitschrift an: „Können Sie mir ein unfehlbares Mittel gegen mein Doppelkinn mitteilen?"
Sie unterschreibt schamhaft den Brief mit „Kar Baller".
Nach Tagen spannender Erwartung findet sie im „Briefkasten" die Antwort: „Karl Baller. Lassen Sie sich einen Vollbart stehen!"

Unschuldig

Friedrich lag neben den Straßenbahnschienen. Der Schupo nimmt ihn beim Kragen. „Sie wissen Sie nicht, daß das Abspringen während der Fahrt verboten ist? Das kostet zehn Mark Strafe!"
„Herr Wachtmeister", seufzte Friedrich, „ich schwöre Ihnen, ich bin gar nicht abgesprungen!"
„Nanu, und warum liegen Sie hier?"
„Weil ich aufspringen wollte!"

*

Rohrdommel war verreist. Als er zurückkommt, hört er von seiner Frau, daß des Nachts Einbrecher in ihr Zimmer gedrungen seien.
„Na und?" will Rohrdommel wissen, „was hast du gemacht?"
„Ich habe deinen Revolver genommen und geschossen."
„Und getroffen?"
„Ja."
„Und er ist natürlich verhaftet worden?"
„Leider nein. Der andere Einbrecher trug ihn fort."
„Wieso? Welcher andere denn?"
„Nun, der, auf den ich gezielt hatte."

Glücklich ist, wer vergißt

Die junge Frau schmollt. „Sogar unseren Hochzeitstag hast du vergessen, vielleicht bist du gar nicht glücklich mit mir?" — „Da siehst du doch, wie glücklich ich sein muß, es heißt doch: „Glücklich ist, wer vergißt . . ."

Das verdankt er nur ihr

„Nein, Frau Schulze, wie das weiße Haar Ihrem Mann gut steht!"
„Ja, nicht wahr, und das verdankt er nur mir!"

*

Groll geht zur Bank.
„Ich möchte gerne ein Konto bei Ihnen eröffnen."
„Bitte sehr" sagte der Kassierer, „und wieviel möchten Sie einzahlen?"
„Einzahlen??" knurrt Groll. „Ich wollte 200 Mark abheben!"

*

Knolle geht auf Jagd, trifft aber nie. Zufällig findet er einen verendeten Hasen und fragt selbst zweifelnd: „Hab ich doch getroffen?"
„Der hat sich über dich totgelacht", gibt sein Freund gemütvoll zurück.

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger: für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J Link: Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Deutl. Schrift bei Anzeigen Manuskripten

Graue Haare verschwinden wieder Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-H 46

Damenbart
Gründl Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille. Großer Preis Brüssel 1934, London 1933. Tägl. Dankschreiben. a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50. Nachn. Helwaka-Köln 114

Wer?
Verstopfung, übermäßiges Fett beseitigen und die üblen Folgen Hämorrhoiden, Gicht, Rheuma, Arterienverkalkung, Nervosität vermeiden will, der reinige Darm und Blut mit
Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz
Der Erfolg überrascht. Man fühlt sich freier und wohler.
1.20 und 2.00 RM in Apotheken und Drogerien.

NEULAND
Ehewillige wenden sich mit Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos
Neuland' Rief. Fund Herne R Fach. 15

Wer an Rheuma, Gicht oder Ischias leidet, wolle sich an mich wenden, da ich ihm ein Mittel anbieten kann, bei dessen Anwendung er vielleicht, wie so viele andere auch, von seinen Schmerzen befreit wird.
Meine Auskunft kostet u. verpflichtet zu nichts.
Max Reissner
Pharmazeutische Erzeugnisse
Berlin-Charlottenburg 9
Reichsstraße 52a

8. Jahrg. – Nr. 46 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 12. November 1939

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Lied vom Reich

Von Hermann Claudius

Wir wollen ein starkes einiges Reich,
wofür unsre Väter gefallen.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und hunderttausende dazu.
Und unsre Fahnen wallen.

Wir wollen ein starkes einiges Reich
für uns und unsere Erben.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und hunderttausende dazu.
Und wollen dafür sterben.

Wir wollen ein starkes einiges Reich,
darin es Lust, zu leben.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und hunderttausende dazu.
Und unsre Fahnen schweben.

Wir wollen ein starkes einiges Reich
aus unserm deutschen Blute.
Dafür marschieren wir, ich und du,
und hunderttausende dazu.
Hilf, Herr, du, unserm Mute!

In dieser Woche beging Großdeutschland mit würdigem Ernst den Tag des 9. November, an dem im Jahre 1923 die nationalsozialistische Bewegung vor der Feldherrnhalle in München ihre ersten Blutopfer brachte. Aus ihrer Hingabe erwuchs das Großdeutsche Reich, das heute in der Stunde seiner harten Bewährung steht. Wie die Helden des 9. November ist heute jeder Deutsche, gleich an welchem Platze, bereit, das Aeußerste und Letzte einzusetzen, um das verpflichtende Erbe zu verteidigen.

Zeichnung von E. H. Grunwald (Bavaria-Verlag-Gauting)

Die Bewährung / Von Eitel Kaper

Als Hans Dethlefs als Vierzehnjähriger auf die alte hanseatische Lateinschule kam, da hatte er es doppelt schwer unter den gesetzten Männern der Sekunda. Er war neben diesen Schlagetots ein Lämmlein, das in die falsche Hürde geriet, und er brachte mit sich die überzarte Atmosphäre einer Erziehung, in der mit der Mutter zwei alte Fräulein das entscheidende Wort gesprochen hatten. Mißtrauen weckte es auch, daß er bis dahin Privatunterricht gehabt hatte.

Man war es gewohnt, daß die Sekundaner des Johanneums als künftige Reeder, als Kapitäne und Ueberseekaufleute handelten. Sie mußten wissen, was Bankazinn war und in wievielen Tagen man eine gute Fahrt ums Hornkap machte. An Shakespeare schätzten sie den „Sturm" am höchsten, weil der schließlich auf den Bermudas spielte. Als Hans Dethlefs leidenschaftliche Freude an Hölderlin und Mörike an den Tag legte, da war die Zeit reif für eine Klassenkeile. Jens Petersen, dieser gewaltige Alterspräsident der Sekundaner, führte das Kommando.

Ein Wunder geschah! Hans Dethlefs war zwar der vollstreckenden Gewalt nicht gewachsen, aber er teilte vor seiner Wasserprobe unter der rauschenden Hofpumpe so viele Hiebe aus, daß alles verwundert und starr war. Jens Petersen knurrte mit schmerzenden Kinnladen eine finstere, aber nicht zu unterschätzende Anerkennung. Er war grob, aber gerecht, und alle gaben viel auf sein Urteil.

Hans Dethlefs hieß noch immer die „Mimose". Aber es lag jetzt in diesem Spitznamen nicht mehr Bosheit als etwa im „Kabeljau" oder in Jens Petersens wuchtigen „Elefant". Beim Turnen vollführte der Kleine seine Riesenwellen, als sei das gar nichts. Dann kam ein Tag, an dem die ganze Sekunda sich — fast wider Willen — noch einmal geschlossen gegen den Jungen vereinen mußte, der immer noch ein wenig Fremdkörper unter seinen Kameraden geblieben war.

An einem Donnerstag nämlich war die ganze Klasse geschlossen ins Verhör genommen worden wegen eines tollen Streiches. Ein jeder wußte, daß Jens Petersen sich durch eine raffinierte Angel jenes Buch besorgt hatte, in dem schon jetzt die Osterzensuren verzeichnet waren. Ein offenes Oberlicht half ihm wesentlich dabei, mit der Bambusrute und einer kunstvollen Schlinge zu operieren. Jens Petersen hatte es also getan, aber er hatte es für alle unternommen, denn seine eigene Neugier war aus verständlichen Gründen gering.

Das allgemeine Verhör ergab gar nichts. Nun befragte der Konrektor in seinem Zimmer jeden Sekundaner einzeln. Wir waren unserer Leute sicher und durchaus bereit, eine empfindliche allgemeine Strafe mit Würde auf uns zu nehmen.

Der nächste Morgen war schrecklich. Die Konferenz hatte noch Stunden getagt, und nun wurde Jens Petersen auf den Kopf die Schuld zugesagt. Kein Zweifel, daß hier ein Verräter gewesen war.

Jens Petersen machte der scharfe Verweis mit Ausschluß nichts aus. Er hatte ohnehin schon seine Zukunft der See anvertraut und sich als Kadett auf einem Handelsschulschiff gemeldet. Aber ihn und uns alle wurmte der Verrat. Woher das Wort kam, wußte keiner, aber plötzlich wußte wir alle, daß Hans Dethlefs fehlte. — —

Volle vier Wochen blieb Hans Dethlefs daheim. Zur Zeugnisverteilung dann fand er sich wieder ein; sehr bleich und schmal sah er aus. Es sprach keiner mit ihm.

Von der Schlußfeier hatte die Sekunda nicht das Mindeste. Wovon der lange, erbauliche Vortrag des Lateinprofessors handelte, wußte keiner zu sagen. Dann trat der Konrektor vor, um uns mit kurzem Wort zu entlassen. So war es das Uebliche. Heute allerdings war der Strenge und Wortkarge merkwürdig weitschweifig und bewegt. Jener bohrende Augenblick, da auch die Kühnsten ein wenig zage auf den Ordinarius mit dem hellblauen Block der Zeugnishefte warteten, verschob sich in rätselhafte Weite. Allmählich nahmen auch die notorischen Träumer Anteil an den Worten des Alten.

Es sei ihm eine Freude, sagte er, einem Schüler eine ungewöhnliche Auszeichnung zu überreichen. Am 24. Februar nämlich habe Hans Dethlefs aus der Sekunda abends drei Kinder unter Einsatz des eigenen Lebens gerettet. Sie waren am Wehr der Stadtmühle im Eis eingebrochen und nur dadurch vor dem sicheren Tode gerettet, daß sie noch vor der Sperrwand gepackt wurden. Hans Dethlefs hatte nicht einmal Jacke und Mütze abwerfen können.

Wir erfuhren noch, daß Hans gleich am Abend in ein schweres Fieber gefallen war, aus dem sich mit grausamer Folgerichtigkeit eine schwere doppelseitige Lungenentzündung entwickelte. Von seiner Tat sagte er niemand etwas. Der Konrektor war es, der in der Speichervorstadt die Einzelheiten mühsam erkundete.

Als nun vor der bewegten Schulgemeinde der Konrektor unserm Dethlefs das Diplom zur Rettungsmedaille überreichte, da erhoben wir uns wie ein Mann. — — —

Monate später hat uns der große Chemiker Doktor Müller in guter Laune verraten, wie sich die Affäre Petersen der Konferenz geklärt hatte, ohne daß ein Verräter dabei im Spiel war. Man hatte nämlich festgestellt, daß an dem Oberlicht nur ein ungewöhnlich langer Sekundaner seine Angelkunst versuchen konnte. Ja, und dann hatte man den corpus delicti selbst, diese kühne Verbindung von Bambus und gut geöltem Band, in einer dunklen Ecke gefunden. Die Bindungen und Knoten waren

solide Seemannsarbeit, wie sie Jens schon an anderen beschlagnahmten Flitzern und Lärmwerkzeugen bewiesen hatte. . .

Es brauchte für uns dieses Beweises nicht mehr. Hans Dethlefs übernahm nach Jens Petersens Abreise in die Welt ohnehin die führende Stellung in der Klasse. Einen Ritter der Rettungsmedaille hatte schließlich nur unser Jahrgang in Johanneum aufzuweisen. —

Wir haben uns zum letzten Mal auf jener schlichten Abschiedsfeier gesehen, mit der die Prima auseinanderging. Im Sommer des gleichen Jahres brach der Krieg aus. Daß er Hans Dethlefs im Frontdienst sah, war selbstverständlich. Sein Vater hatte sich am Waterberg als Hauptmann unvergänglichen Ruhm erworben; er war draußen in der Schutztruppe auf einer Streife ums Leben gekommen. Der Sohn kam als junger Seeoffizier auf ein U-Boot. Mit dem ist er Anfang 1918 draußen im Atlantik geblieben.

Den Preis für den, der . . .

Von Hans Karl Breslauer

Als ich eines Tages — das ist nun auch schon einige Jahre her — meinen Freund Josef Robert fragte, was er denn an den in einem Wiener Vorstadt-Varieté stattfindenden Damenringkämpfen so interessant fände, daß er jeden Abend dort zubringe, sagte er schmunzelnd:

„Ja, mein Lieber, das muß man eben gesehen haben! Geradezu eine Sache, die schöne Roszi!"

„Die schöne Roszi?" wiederhole ich. „Wer ist das?"

„Wer?" grinste mein Freund. „Eine Sensation sozusagen! Ich habe sogar selbst mit ihr gerungen!"

„Gerungen?!" sagte ich verblüfft, und Josef Robert feixte wie ein Hutschpferd:

„Jawohl, mit der Roszi! . . . Die Roszi ist nämlich sozusagen der Star! Eine rassige Ungarin . . . Und die Direktion hat für denjenigen, dem es gelingt, die schöne Roszi zu legen, zwanzig Schilling ausgesetzt — zwanzig Schilling, verstehst du?!"

„Erlaube", meinte ich zweifelnd, „daß ich den Direktor dieses Unternehmens für übergeschnappt halte! Es wird bestimmt Amateurringer genügend geben, die das fertig bringen!"

„Mir ist es nicht gelungen!" lachte Josef Robert. „Die Kleine hat nämlich einen Trick, mußt du wissen —"

„Einen Trick?"

„Jawohl! Und einen ausgezeichneten Trick! . . . Wenn sie sieht, daß die Situation für sie brenzlich wird, flüstert sie dem Gegner ein Versprechen ins Ohr und — sie ist ein bildhübscher Kerl — jeder wird schwach!"

„Aber nein!" staunte ich.

„So ist es!" Josef Robert rieb sich vergnügt die Hände. „Und das Allerschönste daran ist, daß sie gar nicht daran denkt, das Versprechen zu halten, weil sie dazu viel zu anständig ist . . . Aber jeder, der mit ihr ringt, bildet sich ein, der Erkorene zu sein . . . Na — und seit ich das weiß, gehe ich jeden Abend hin! Für mich ist es ein Mordsspaß, in der ersten Reihe zu sitzen und zu sehen, wie so ein Muskelprotz vor zwei feurigen Augen kapituliert und sich von der netten Kleinen auf den Rücken legen läßt!"

„Du, Josef Robert", sagte ich, „ist das auch Tatsache? Erzählst du mir kein Märchen?"

„Erlaube", beteuerte Josef Robert, „wie werde ich! . . . Aber wenn du zweifelst, kannst du ja mitkommen und dir die Sache selbst ansehen . . . Glaube mir, es steht dafür!"

Und so ging ich denn mit.

Als nach dem offiziellen Teil des Programms der Kampf um die ausgesetzten zwanzig Schilling angesagt wurde, meldete sich ein Riesenkerl, ein ausgesprochener Schwergewichtler, und der Ausgang des ungleichen Ringens schien im voraus entschieden zu sein.

Da plötzlich im Augenblick der größten Gefahr, flüsterte die schwerbedrängte Roszi — ich konnte es deutlich sehen — dem Gegner etwas ins Ohr . . . Einen Atemzug lang stockte der Kampf, der Bursche überlegte, Roszis Augen sprühten Verheißung und Erfüllung zugleich, die Muskelbündel des Riesen entspannten sich, schon schien er schwach zu werden, schon schien ihm die kleine Ungarin schlangengleich zu entschlüpfen, als er — neuerdings zupackend —, alles ringsum vergessend, ausrief:

„Ah was — hör mir auf — mir san die zwanz'g Schilling lieber!"

Der Schäfer im Schnee

Anekdote von Fritz Nölle

Auf einem Rittergut im Sauerland lebte ein Schäfer, der schon seit Jahrzehnten die Schafe über die Kämpe getrieben hatte und allen unter dem Namen Rübezahl bekannt war, denn er trug einen gewaltigen Bart und schritt an einem Stecken so mächtig einher, daß man ihn wohl für einen Gebirgsgeist halten konnte. Jedermann wußte auch, daß er aufs Wort ausführte, was ihm geheißen war, selbst wenn es auf eine Eulenspiegelei hinauslief, und wenn ihn deshalb einige gerissen, die anderen dumm nannten, so störte ihn das nicht; für ihn war das ruhige Gewissen und die eigene Meinung die Hauptsache.

Zu Beginn des Winters trieb er den Teil der Herde, der nicht verkauft wurde, in den großen Schafstall des Hofes und schlief bei den Knechten, wußte unglaubliche Dinge von Gott und aller Welt zu berichten und hatte seine guten Tage, wenn er nicht anläßlich einer Jagd den Treibern zugesellt wurde. Bei solch einem Unternehmen hatte er das Unglück, den Baron falsch zu verstehen; das Treiben verlief deshalb fast ergebnislos, und es kam zu einem Wortstreit, bei dem sich der Baron auf seine Worte und seine Macht, der Schäfer auf seine Ohren und seine langen Dienstjahre berief. Jeder hatte Recht und der andere Unrecht, so daß dem Baron nichts übrigblieb, als den Schäfer zur Strafe ins Bockshorn zu jagen, um ihn dadurch zu bekehren. Er bestellte ihn für die kommende Mitternacht auf eine Berglehne; dort sollte er auf ihn warten und nicht von der Stelle weichen, bis ihn der Baron zu einem Pirschgang abholte — der Schäfer nickte und wiederholte den Befehl dreimal, wie es der Herr verlangte. Daheim lachte er zu dem Gespött der Knechte, die ihm prophezeiten, der Herr würde ihn die ganze Nacht allein dort oben lassen. „Darauf kommt es nicht an," sagte er, „jede Wurst hat zwei Enden, ihr seht mir das eine — wartet ab."

Gegen Mitternacht stand er auf, hüllte sich warm ein und trat ins Freie. Es war eine der kältesten Januarnächte, der Schnee krachte unter seinen Fußtritten, die Sterne hatten solchen Glanz, zum Greifen nahe, und ein leichter Wind trieb weißen Staub über die Wege. Es dauerte nicht lange, so war Rübezahl und sein Bart weiß wie der Weihnachtsmann, aber das focht ihn nicht an, Wind und Wetter war er gewöhnt, durch Bewegung würde er sich warm halten — daß ihn aber der Baron in dieser Nacht hinausschickte, bedeutete für ihn, daß es hier um eine Ehrensache ging. Er sollte den Kopf beugen lernen, und das hatte er nicht nötig, solange er sich auf den Beinen halten konnte. Er würde die Nacht überstehen, der Baron aber nicht hinauskommen aus dem warmen Bett — er kannte ihn, er sah auch das Ende voraus. Oben auf der Lehne zog er eine Schaufel hervor und schippte sich eine Schneehütte, polsterte den Sitz darin mit Tannenreisig aus und setzte sich hinein. Er hatte auch Brot und Speck mitgebracht, dazu den Knösel, aus dem er zu rauchen pflegte — so saß er nun und schaute ins Tal.

Die Nacht verging und kein Baron kam, der Morgen brach an, da stieg ein Knecht hinauf und sagte ihm, er solle nun hinabkommen. „Kein Gedanke daran", sprach der Schäfer, „ich soll warten, bis er mich zu einem Pirschgang abholt, so hat es geheißen — sag' ihm das. Ich warte." — Der Knecht kehrte um, der Baron geriet in lodernde Wut und ließ den Vormittag untätig verstreichen, als aber die Dämmerung kam, schlug ihm das Gewissen. Er ging auf die Lehne, und als er den Schäfer dort lächelnd sitzen sah, vergaß er die Schmährede, die er halten wollte. „Was soll das?" fragte er und zog die Augenbrauen zusammen. „Befehl ist Befehl", antwortete der Alte, „Sie hätten ja bis zum Frühjahr warten können, wenn Ihnen dies nicht paßte . . ." — „Aber dies ist eine Dummheit, Mensch!" — „Wenn es die letzte ist, die wir beide machen, dann wollen wir nichts mehr dazu sagen," meinte der Schäfer und stand auf. Der Baron sah ihn an, erwiderte aber nichts. Dann gingen beide hinab und haben nicht mehr miteinander gestritten.

10 Kilometer unter Eis gewandert

Bewußtlos in der Gletscherspalte — Mit dem Jagdmesser sich ausgegraben

Jetzt kommt die Nachricht von einem fürchterlichen Erlebnis, das ein Pelzjäger in der Arktis hatte. In schwerverletztem Zustande wurde dieser Mann jetzt in eine Station an der Hudson-Bay eingeliefert. Dreiviertel Jahre hatte der Jäger ganz allein mit seinen Hunden im ewigen Eis seinen gefährlichen Beruf ausgeübt. Jetzt war der Schlitten vollbeladen mit wertvollen Pelzen, und die Fahrt zur Küste wurde angetreten. Die ersten Tage der Schlittenfahrt verliefen reibungslos. Dann kam das Gefährt an einen breiten, völlig gefrorenen Fluß. Die Pelzjäger nennen ihn den Eisfluß, weil sich unter der obersten Eisdecke kein Wasser befindet, sondern ein riesiger Hohlraum, dessen Boden eine zweite dicke Eisschicht bildet, unter der erst das Wasser strömt. Sehr vorsichtig muß man diese gewaltigen, gletscherähnlichen Massen überschreiten, weil man dauernd in der Gefahr schwebt, in eine Spalte zu geraten und in die Eishöhle hinabzustürzen. Dieses Unglück hatte der einsame Pelzjäger. Sein Schlitten sackte plötzlich hinten ab, und er rutschte hinunter. Er fiel mehrere Meter tief und blieb dann völlig zerschunden mit schmerzenden Gliedern auf hartem Eise liegen. Als er wieder zur Besinnung kam und sich erheben konnte, merkte er, daß es um ihn herum finster war. Er versuchte, sich an den Eiswänden entlangzutasten, stellte dabei aber fest, daß anscheinend sein linker Arm gebrochen war. Trotzdem er dick angezogen war, fror er in dieser Eisgruft ganz fürchterlich. Gleichzeitig aber trat ihm vor Entsetzen der Angstschweiß auf die Stirn. Verzweifelt stolperte er, immer an den zerklüfteten Wänden nach einem Ausgang fühlend, auf dem unebenen Eisboden entlang. Stundenlang dauerte dieses entsetzliche Suchen. Oft brach er erschöpft zusammen, aber immer wieder trieb ihn sein starker Lebenswille empor. Endlich, nach einer Ewigkeit stieß seine tastende rechte Hand an etwas anderes. Es war Schnee. Also mußte hier ein Spalt sein, durch den der Schnee herabgeweht worden war. Natürlich war der Schnee auch gefroren, und das war für den Eingeschlossenen ein Glück. Mit seinem Jagdmesser gelang es ihm in stundenlanger Arbeit, Stufen in den Schnee zu schneiden, auf denen er emporklettern konnte. Etwa sieben Meter schätzt er, so sich nach oben durchgeschnitten zu haben, ehe er über sich den sternklaren Himmel erblickte. Es war also inzwischen Nacht geworden, während es am Vormittag geschah, daß er in jene Eisspalte geriet. Der Gedanke, endlich dieser grauenhaften Eishöhle entronnen zu sein, stachelte die letzten Kräfte dieses Mannes derart an, daß er freudig davonlief, ohne sich darüber klar zu sein, daß er noch lange nicht gerettet war. Er rief dauernd die Namen seiner Hunde, aber kein Laut antwortete. Endlich sah er in der Ferne ein Lagerfeuer. Auf dieses lief er zu. Seine Kraft reichte aber nicht mehr aus, ihn dorthin zu bringen. Er brach bewußtlos zusammen. Trotzdem entdeckten ihn die anderen Pelzjäger, die bei jenem Feuer übernachteten. Sie hatten nämlich seine herrenlosen Hunde mit dem Schlitten aufgegriffen. Und diese Hunde begannen jetzt plötzlich zu winseln und liefen aus dem Lager hinaus. Sie hatten Wind bekommen von ihrem Herrn, der einige hundert Meter von ihnen entfernt im Schnee lag.

Vogelflug und Luftfahrt-Technik

Ein Leistungswettkampf der Natur

Loopings drehen oder auf dem Rücken fliegen kann kein Vogel. Der Mensch, obgleich erst seit wenigen Jahrzehnten mit Hilfe der Maschine flügge geworden, ist dem Vogel in solchen Künsten also erheblich überlegen.

Wie steht es mit den anderen Flugleistungen? Der schnellste deutsche Vogel ist die Schwalbe. Sie erreicht, wenn auch zweifellos unter Ausnutzung des Rückenwindes eine Stundengeschwindigkeit von 300 Stundenkilometern, die 83,3 Metern in der Sekunde entsprechen.

Die wirklichen Fluggeschwindigkeiten liegen aber viel niedriger. Man erhält sie durch Berücksichtigung der Windgeschwindigkeit. So wurden folgende Höchstgeschwindigkeiten gefunden: Fregattvogel 44 Meter in der Sekunde, Goldregenpfeifer 41,6 Meter, Stachelschwanzsegler 40 Meter, Krickente über 33 Meter, Stockente 29 Meter, Brieftaube bis 22 Meter, Hausschwalbe 21,6 Meter, Star 20,05 Meter und Kormoran 19,5 Meter.

Daß diese Vögel alle auch erheblich langsamer zu fliegen vermögen, versteht sich von selbst. Daß sie ihre Fluggeschwindigkeit aber auch gelegentlich bis zum Anderthalbfachen der „normalen" zu steigern vermögen, beweisen Beobachtungen von Vögeln, die von einem Flugzeug viele Kilometer weit verfolgt wurden. Ein Kormoran hielt sieben Minuten lang während einer solchen Verfolgung eine Stundengeschwindigkeit von 105 Kilometern (29,2 Meter in der Sekunde) ein, während die oben mit 19,5 Sekundenmetern angegebene „normale" doch nur 70 Stundenkilometern entspricht.

Im allgemeinen erreichen auch die Dauerflüge der Vogelwelt nicht den Ohnehaltflug unserer Ozeanflieger. Wohl müssen die das Mittelmeer überquerenden Zugvögel mehrere hundert Kilometer ohne auszuruhen fliegen. Viele Zugvögel aber sind dazu gar nicht im Stande. Sie meiden deshalb solche Langstrekken und folgen den Küsten- und Insellinien.

Freilich dürfen wir dem schon erwähnten Goldregenpfeifer als ebenbürtigen Langstreckenflieger die Anerkennung nicht versagen. Jährlich zweimal muß er über das freie, insellose Meer 3300 Kilometer fliegen: von den Aleuten bis Hawai. Und die gewaltige Strecke von seinen Brutplätzen auf Labrador über das Meer nach Brasilien — 5500 Kilometer — scheint er ebenfalls in einem pausenlosen Fluge zurückzulegen. Die von Australien nach Neuseeland ziehenden Vögel legen 1200 Kilometer ohne Rastmöglichkeit zurück. Vom Albatros, der die Schiffe tagelang fliegend begleitet, kennt man einen gut beobachteten Fall, der eine Flugstrecke vom gleichen Ausmaß ergibt.

Sonst lassen sich die Zugvögel auf ihren Reisen Zeit. Störche pflegen täglich nur 120 bis 200 Kilometer, Kleinvögel im allgemeinen nur 30 Kilometer zu reisen. Und das tun sie in wenigen Stunden. Die übrige Zeit wird der Verpflegung gewidmet.

Imposant sind aber die Gesamtleistungen. Daß die bei uns erbrüteten Jungstörche bis nach Südafrika — äußersten Falles — ziehen, ist bekannt. Die jährliche Zugleistung der Küstenseeschwalbe allerdings, die von der Arktis zur Antarktis und zurück fliegt, steht beispiellos da. Es handelt sich, Hin- und Rückflug zusammengerechnet, um eine Strecke von 30 000 Kilometer! Das ist Dreiviertel des Erdumfanges!

Anders liegen die Dinge bezüglich des Höhenrekordes. Unsere Flieger halten ihn unbestritten mit 14 400 Meter. Ganz normale Verkehrsmaschinen erreichen 8000 Meter „Gipfelhöhe". Auch der neueste Segelflugzeug-Höhenrekord liegt bereits über 7000 Meter. In dieser „Verkehrsflugzeughöhe" sind Adler und Geier im Himalaja fliegend beobachtet worden. Die tibetanischen Kolkraben und Lachmöven sah man dort in 6400 Meter und 360 Meter Höhe fliegen, Rauchschwalben und Flußseeschwalben in 4880 Meter, Krickenten und Gänsejäger sogar in Höhen von 5611 und 5714 Meter.

Fernrohrbeobachtungen haben für Mauersegler eine Flughöhe von 4731 Meter ergeben. Nach den neuesten Mitteilungen von Stolpe und Zimmer ist zur Zeit die höchste Flughöhe, die nach exakter Messung ein Vogel fliegend erreicht hat, 8200 Meter. Bei normalem Zuge wählen die Vögel selten Höhen über 300 Meter. Meist halten sie sich tiefer. Nur wenn sie Gebirge überqueren müssen, führt sie der Flug unter Ausnutzung des Hangaufwindes in bedeutendere Höhen. Sehr achtunggebietend ist dagegen wieder die Tragfähigkeit der gefiederten Flieger. Obenan scheint der Wanderfalk zu stehen, dessen Körpergewicht mit 1100 Gramm nicht viel über ein Kilogramm beträgt, der aber eine Ente, die ein Kilogramm wiegt, mühelos zum Horst trägt.

Weit überlegen ist dem fliegenden Menschen allerdings der Vogel im „freien Flug durch Schwingenschlag". Wir haben es hier seit dem frühen Tode Otto Lilienthals nicht über die ersten, für die Praxis nicht verwertbaren Anfänge hinausgebracht. Das Ziel des ohne Maschine durch eigene Muskelkraft frei fliegenden — nicht segelnden — Menschen ist heute noch ein unerfüllter Traum. Um so mehr bewundern wir die Leistungen winziger, noch nicht zwei Gramm schwerer Kolibris, die mit 50 Flügelschlägen in der Sekunde ihren Schwirrflug vor den nektarspendenden Blüten ihres weiten Heimatgebietes ausführen.

Senkrecht starten und landen können wir nur mit einzelnen Spezialflugzeugen, so mit dem berühmten Hubschrauber von Focke-Wulf. Die Vögel dagegen können es — im Rüttelflug — fast alle.

Hinsichtlich der Steigefähigkeit und der Sturzgeschwindigkeit — man denke nur an die Leistungen unserer unvergleichlichen Sturzflieger — ist der Flugapparat des Menschen dem Vogel heute gewaltig überlegen. Er hängt auch weit weniger vom Wetter ab als der Vogel. Bei Regen hört der Vogelzug schlagartig auf. Das durchnäßte Gefieder macht den Weiterflug unmöglich, ohne daß wir immer die physikalischen und vielleicht auch physiologischen Gründe angeben könnten. Unsere Flugzeuge aber trotzen, wenn es darauf ankommt, Stürmen, Regen und Schnee.

Nur eines wollen wir bescheiden nicht vergessen: Unsere Flugzeuge können nur — fliegen, allerdings auch Zusatzlasten tragen, mit Bomben und Maschinengewehren in Boden- und Luftkämpfe eingreifen. Aber der Vogelkörper leistet nicht nur Flug, Bewältigung des Luftmeeres. Er übernimmt noch die zahllosen physiologischen Funktionen, die zur Erhaltung des Lebens notwendig sind. Und als Teil im Rahmen dieser vielfältigen Aufgaben ist wohl der Vogelflug schlechthin vollkommen zu nennen.

Prof. Dr. Max Wolff

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt GmbH,** Paderborn. — Geschäftsleitung: **Eberhard Wessel,** Paderborn. Verantwortlich. Hauptschriftleiter **Hans Grohmann:** Roman, Unterhaltung und Frauenwelt; **Dr. Gustav Röttger:** für den kulturellen und allgemeinen Teil: **Josef J. Link:** Bildverantwortlich; die Schriftleiter: für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: **Georg Voigt,** sämtlich in Paderborn.
Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

4. Fortsetzung

„Darüber werden wir noch eingehend sprechen, wenn ich Sie erst bei der Arbeit gesehen habe", fuhr Mister Kean fort, „aber heute abend würde ich mich freuen, wenn Sie mein Gast sein wollten."

Marietta triumphierte! So einfach hatte sie sich ihren Sieg doch nicht vorgestellt, wenn sie auch ganz genau wußte, wie gerade ihr Typ auf solche widerwärtigen Kerle wirkte. Zur größten Ueberraschung Degenhardts und aller anderen sprudelte sie in fließendem Englisch einige Sätze hervor und nahm natürlich auch die Einladung an, denn Pfeil sollte zerspringen! Der Zudringlichkeiten dieses schwitzenden Nilpferdes würde sie sich schon zu erwehren wissen. Erst einmal den Dollarvertrag in der Tasche, alles andere würde sich dann schon finden, frohlockte Marietta. Wie oft hatte sie davon geträumt, nun war er in greifbarer Nähe, der Dollarvertrag! Ein beschriebener Bogen Papier bloß, aber wenn man diesen Bogen entfaltet, dann steigt aus seinen Seiten wie beim Zauberer ein Märchenland auf.

Wunschträume sind dann plötzlich Wirklichkeit geworden, eine Luxuskabine auf einem der herrlichen, großen Ueberseedampfer, eine lange interessante Reise vor sich . . . man knüpft Bekanntschaften an mit internationalen Größen — man wird umworben und gefeiert. Ist man aber erst drüben in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, dann bewohnt man plötzlich ein prächtiges Haus unter Palmen, hat einen gravitätischen Butler, dunkelhäutige Boys — nein, noch besser gelbe Chinesen, die auf dicken Filzsohlen lautlos gleiten, zur Bedienung! — Natürlich auch einen eigenen Koch und im üppig blühenden Garten einen Swimming pool! Man ist mit Cooper, mit Clark Gable, mit der Macdonald, mit Marlene, vielleicht auch mit Greta Garbo auf du und du, ja — man steht plötzlich auf schwindelnder Höhe, und, dachte die praktische Marietta weiter, wenn man nur ein ganz klein wenig klug ist, hat man „ausgesorgt" für das ganze Leben!

*

„Na, jetzt haben Sie ja für einige Zeit wieder ausgesorgt, Fräulein Füßli", sagte zur selben Zeit, als Marietta dies in ihrer Garderobe träumte, der beliebteste Mann in der Filmstadt, nämlich der Mann hinter dem Kassenschalter, zur Käthe. „Sie sind die einzige, die ihr Geld bei mir stehen läßt, Sie bekommen noch", der Mann rückte die Brille zurecht und überflog schnell noch einmal eine Tabelle, „ja, nur fünf Drehtage zu Reichsmark 60 ist 300 Reichsmark, eine ganz stattliche Summe, wollen Sie große Scheine?"

Ausgesorgt?, dachte Käthe. Ja, das letzte Geld, das ich hier draußen verdient habe, nicht ausgesorgt, aber ausgespielt, denn ich bin fristlos entlassen. — Das Ganze war für sie zu überraschend gekommen, so daß sie es noch gar nicht fassen konnte . . . sie plötzlich fristlos entlassen . . . gerade sie, die sich stets im Hintergrund gehalten hatte, die stets fleißig und pünktlich gewesen war und jetzt endlich eine kleine Rolle erhalten hatte und . . . fristlos entlassen.

Ihr Kopf war leer, wie ausgehöhlt, und die Gedanken liefen wirr durcheinander, die Augen brannten, die Beine waren so schwer, daß sie nur langsam gehen konnte, denn sie war eigentlich ja noch krank. — So schlich sie denn im Schatten des Verwaltungsgebäudes, von keinem Menschen beachtet, dem Ausgang zu. — Drüben aber, vor dem Restaurant auf der „Sonnenseite", ging es hoch her, da stand eine lange, festlich geschmückte Tafel. Da kam gerade Marietta mit dem Amerikaner und trällerte in übersprudelnder Laune ein Liedchen.

Käthe krampfte sich das Herz zusammen. Da waren sie alle, die Herren des Vorstandes, die sie nur vom Sehen kannte, die Direktoren, der freundliche Degenhardt und alle Prominenten, nur Willy von Pfeil und Stohansl fehlten. Vielleicht hätte sie, trotz ihrer kleinen Rolle, jetzt auch da drüben auf der Sonnenseite des Lebens Platz nehmen dürfen, nur weil sie im Atelier dem Amerikaner zufällig aufgefallen war. Stohansl hatte ihr das noch auf dem Garderobengang zugeflüstert. „Fräulein Kätherl", hatte er gesagt, „er hat nach Ihrem Namen gefragt, na, i halt beide Daumen!" und dabei hatte der liebe gute Peter sie sehr besorgt und treuherzig angesehen. Aber das hatte er doch sicher nur gesagt, um sie zu trösten, aus Mitleid! Eigentlich schrecklich, daß jemand mit ihr Mitleid haben mußte. Ihn würde sie ja nun auch nicht mehr sehen, nie wieder sein fröhliches „Grüß Gott, Fräulein Kätherl!" hören, mit dem er sie an jedem Morgen begrüßte. Bei diesem „Grüß Gott, Fräulein Kätherl!" war ihr stets warm geworden, lag das nur an dem einschmeichelnden Scharm des Dialektes oder vielleicht auch daran, weil sie wußte, daß er keine der anderen so herzlich begrüßte?

Jetzt aber ging sie unbeachtet und einsam hier auf der Schattenseite und trug in ihrer Tasche die letzten 300 Reichsmark und hatte keine Hoffnung und keine Aussicht, irgendwo wieder Geld verdienen zu können, denn eine fristlos entlassene, kleine, unbekannte Darstellerin nimmt ja niemand. Wenn dieses letzte Geld ausgegeben war, was dann? Kein Studium mehr, kein Geld, um die Miete zu bezahlen, die Mutter konnte sie dann auch nicht mehr unterstützen . . . was sollte überhaupt aus ihr werden? . . . Sie fühlte sich elend, krank und verlassen.

In dem Wäldchen hinter dem Bahnhof war es ganz still und einsam, der Boden duftete würzig und kräftig, Bienen summten, und in der sonnenwarmen Luft gaukelten die ersten Schmetterlinge. Hell erklang das Hämmern eines Spechtes durch die Stille. Zwei flinke Eichhörnchen spielten hoch droben in den Aesten, eines von ihnen huschte blitzschnell an dem Stamm herab, setzte sich auf, machte ein Männchen und blickte Käthe aus seinen schwarzen Perlenäugelchen fragend an. Trotz ihres schweren Herzens mußte sie lächeln . . . es waren ihre kleinen Freunde des Winters, die gewöhnt waren, von ihr gefüttert zu werden, auch sie grüßten sie jetzt zum letztenmal . . . Frühling! . . . Ja, es war ja Frühling, wo alles wieder neu auflebt, dachte Käthe und lehnte sich gegen einen Baumstamm. Sie wollte ja so gerne mutig und tapfer bleiben, aber vor ihren Blicken verschwammen die Bäume und Tränen flossen ihr wieder über die Wangen. Sie preßte das Gesicht in das Taschentuch. Ein herber Duft schlug ihr entgegen, ach ja, es war nicht ihres, Pfeil hatte es ihr ja gegeben. Auch er hatte sie getröstet, hatte gütige Worte gesprochen und sogar ihre Partei ergriffen. Wie gegen eine Menschenbrust, die für sie fühlte, preßte Käthe jetzt ihr Gesicht in das Tuch, das ihm gehörte. Nur einen Menschen haben, einen einzigen Menschen, dem man sein Herz ausschütten kann, aber sie war ja einsam! Nicht einmal die Mutter durfte von ihrer Entlassung und ihrem Kummer etwas erfahren, denn sie war kränklich und machte sich sowieso zu viele Sorgen. Käthe mußte es auch ihr verheimlichen, Komödie spielen und tapfer sein, denn das Leben geht weiter!

*

Dieser Montag in der Filmstadt schloß als ein Tag der Sensationen. Für die größte Sensation sorgte Marietta, denn was sie mit diesem Amerikaner aufführte, war doch etwas stark. Dies fanden wenigstens die würdigen Herren des Vorstandes, fanden der Kameramann und der lustige Tonmeister und fand sogar Peter Stohansl, von den Kollegen und Kolleginnen überhaupt nicht zu reden.

Ueber Willy von Pfeil waren sie alle einig, er benahm sich wie ein Gentleman von ganz großer Klasse, einfach fabelhaft! Wie er ihr dann noch zum Abschied die Hand küßte, ihr gute Unterhaltung wünschte, zuckte kein Muskel in seinem Gesicht, war keine Spur einer sichtbaren Erregung zu bemerken, trotzdem der Amerikaner ganz offenkundig hämisch und wie ein Faun ihm ins Gesicht grinste! Marietta war ja auch dann, trotz ihres kleinen Schwipses, gar nicht wie eine Siegerin, sondern eher wie eine Besiegte und etwas kleinlaut davongefahren.

Aber lieber der Reihe nach.

An ein so festlich und toll verlaufenes Mittagessen, das ursprünglich nur als einfacher Lunch gedacht war, und das kein Ende nehmen wollte, konnte sich niemand in der Filmstadt erinnern! Was sollte man aber machen! Der Mann aus Amerika war Gast, und solange er saß und trank, konnte niemand die Tafel aufheben.

Der einzige, der mit dieser unerwarteten Wendung sehr zufrieden war, war der rein kaufmännische Leiter. Er setzte sofort in seine Kalkulation einen neuen, wichtigen Faktor ein: Marietta! . . . Dieser Faktor würde den Mann aus Amerika gefügig machen und bei den kommenden geschäftlichen Verhandlungen zu großen Konzessionen zwingen, denn Marietta stand ja noch ein volles Jahr im Vertrag bei der Gesellschaft. Dieses Jahr würde man sich teuer, sehr teuer ablösen lassen. — Dr. Bauer, der kaufmännische Direktor erwog, während er mit Mr. Kean zum x-ten Male freundlich anstieß und dabei selbst keinen Tropfen trank, sehr ernstlich schon eine runde Summe von einer Million Dollar als Ablösung für die famose Marietta! — Degenhardt aber hatte Angst. Wie sollte das enden? Im Atelier war die große Szene zwischen Marietta und Pfeil längst vorbereitet. Wie sollte Marietta so illuminiert und mit so viel Alkohol im Leibe spielen? Die ganze Kalkulation konnte durcheinander geraten, ein halber verlorener Drehtag, den nur er dann zu verantworten hatte.

Mr. Kean behauptete zwar, zwischen stets neugefüllten Gläsern, immer wieder, er brauche sie gar nicht zu sehen, es genüge vollkommen, daß sie neben ihm sitze (sehr eng sogar, trotzdem an der Tafel sehr viel Platz war). Er sei schon jetzt davon überzeugt, daß sie großartig wäre, er sie engagieren und zu ganz großer Weltklasse machen werde.

Dieser Mann, der am Vormittag zwischen seinen schmalen, stets aufeinandergepreßten Lippen kein Wort außer „well!" hervorbrachte, war seit dem Besuch in der Halle 4 tatsächlich wie verwandelt! Alle flüsterten: natürlich Marietta! Und staunten, denn schließlich gab es doch drüben in Hollywood so viele zauberhaft schöne Frauen, daß der Amerikaner nicht extra nach Europa fahren mußte, um sich hier auf den ersten Blick zu verlieben. Und daß er verliebt war, sah selbst ein Blinder. Er verschlang sie ja förmlich mit den Augen, und als er dann bei dem endlosen Essen unentwegt Sekt trank, verirrten sich sogar seine schwammigen Hände, er tappte sie an, das heißt, er wollte in aller Oeffentlichkeit sehr eindeutig zärtlich werden. Er benahm sich so, daß sich der Generaldirektor schämte und einem Kollegen gegenüber bemerkte: „Der Kerl benimmt sich ja wie ein Neger!" Gott sei Dank, dachte Degenhardt, daß sich Pfeil unter irgendeinem Vorwand hatte entschuldigen lassen und an diesem denkwürdigen Essen nicht teilnahm, denn sonst hätte es noch einen Skandal gegeben.

Als Degenhardt dann endlich nicht mehr anders konnte, an die Aufnahme erinnerte und die Tafel ganz gegen den Wunsch des Amerikaners aufgehoben wurde, geschah dann später das große Wunder.

Marietta spielte nämlich so gut wie noch niemals, und Pfeil? . . . Pfeil küßte ihr nach dem Abblenden die Hand und sagte in seiner ruhigen Art, als ob überhaupt nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre:

„Wunderbar warst du, Marietta!"

Sie sah ihn beinahe ein bißchen erschrocken und erstaunt an und fragte leise und schnell:

„Kommst du mit hinüber, wenn der Kerl mich engagiert hat?"

Pfeil schüttelte lächelnd den Kopf!

„Raubritter, überleg' dir's . . . sonst . . ." Aber Marietta vollendete diesen Satz nicht mehr, sie warf mit einem Ruck den Kopf in den Nacken und rannte in ihre Garderobe. — Niemand außer Peter Stohansl bemerkte diesen kleinen Auftritt zwischen Marietta und Pfeil!

Zu Pfeil sagte Mr. Kean nach der Aufnahme nur flüchtig auf englisch:

„Very well, aber um Ihre Rolle zu verstehen, fehlt mir die Erfahrung bezüglich der österreichischen Armee!" Und dann lachte er wieder sein mißtönendes, vollkommen unmotiviertes Lachen.

Dann trug sich noch folgendes Erstaunliche zu: Marietta ließ Degenhardt, den Spielleiter, Stohansl und Pfeil plötzlich in ihre Garderobe bitten. Dort saß sie schon abgeschminkt vor dem großen Spiegel, schien ermüdet, aber sehr glücklich, nur etwas verlegen. Sie spielte mit ihrem Talisman, einem kleinen Elfenbeinelefanten mit aufgestelltem Rüssel, einem Geschenk von Pfeil, denn Marietta sammelte Elefanten und besaß sie in allen Größen.

„Lieber Degenhardt", sagte sie mit ihrem bezauberndsten Augenaufschlag, „ich habe eine große Bitte, ihr andern seid Zeugen!" Und dabei sah sie nur Willy von Pfeil an. „Degenhardt, bitte, mache die Entlassung dieses jungen Mädchens wieder rückgängig, nur ich bin schuld gewesen, und die Direktion weiß ja noch nichts davon! — Bitte, versprich mir's!" Sie streckte, während sie immer nur Pfeil in die Augen sah, dem Produktionsleiter die Hand hin:

Degenhardt lachte:

„Das ist wieder einmal die echte Marietta . . ." Pfeil aber sah Marietta mit einem langen, warmen Blick an, denn nur er wußte, wie schwer gerade der eigenwilligen Marietta sicher dieser Entschluß geworden war. Peter Stohansl sprang auf, stürzte zu Marietta, gab ihr zur allgemeinen Verblüffung einen schallenden Kuß, sprach kein Wort, sondern rannte spornstreichs aus der Garderobe.

Aus der kleinen, heißen Telephonzelle der Tonfilmhalle führte er jetzt, nachdem er zweimal falsche Nummern gedreht hatte, sehr aufgeregt folgendes Telephongespräch:

„Ist dort Füßli? . . . Ja? . . . Mein geliebtes Kinderl! Kätherl, hier ist Peter! . . . Wie? . . . Dort ist gar nicht Füßli . . . ah, die Mutter, Frau Füßli . . . pardon . . . hier spricht nämlich der Aufnahmeleiter. Könnt ich Ihr Fräulein Tochter einen Moment sprechen . . . sie ist eben nach Haus gekommen . . . na wunderbar, ich warte . . . Kätherl, da sind Sie ja endlich, hier ist Peter . . . Also bitt' dich, hör' mich amal an . . . I bin ja ganz aus'm Häusl . . . Sie verstehen nicht? . . . Na wart' a Momenterl . . . alsdann, alsdann: Marietta hat alle Schuld auf sich genommen . . . Ja, und bei Degenhardt für Sie gebeten. Alles ist wieder in Ordnung, und du sollst morgen früh pünktlich kommen . . . Degenhardt und Pfeil lassen dich grüßen . . . was, Sie glaubens nicht? . . Ja, ja, es stimmt schon! . . . Und ich?" — Peter Stohansl stockte und fühlte plötzlich einen Knödel im Hals — „Na, ich bin" — stotterte der sonst so energische Aufnahmeleiter noch einmal — „na, das sag' i dir heut abend! . . . heut abend natürlich . . . wieso nicht?" . . . Ah, richtig, das hab i ja total vergessen . . . Pfeil hat dich und mich zum Nachtmahl eingeladen, das heißt, zu einem kleinen Souper mit Sekt! . . . Wie? . . . Was? . . . Noch immer krank? . . . Nein, Kätherl, das gibt's net . . . Das muß heut gefeiert werden. . . Wir holen dich um acht in der Gervinusstraße ab, na Schluß jetzt . . . Bist du glücklich? . . . Ich hab mi wie a Schneekönig g'freut. Servus, mein Kinderl!"

In Schweiß gebadet, legte Peter Stohansl den Hörer wieder auf . . . Jessas, Maria und Joseph . . . dachte er im selben Moment sehr betroffen, jetzt hab' i die Käthe in meiner Aufregung ja fortwährend „du" genannt. Zu blöd, was wird die jetzt von mir denken? Saperlot noch a mal . . . Na, wann einem aber auch so ums Herz is, und einmal muß sie es ja doch erfahren, und heut' noch.

Als Peter Stohansl noch ganz erschöpft aus der Telephonzelle trat, stand der riesige Cadillac des Amerikaners schon mit laufendem Motor vor der Halle, und in dem Wagen saß, neben dem Nilpferd, Marietta. So ein lieber Kerl sie auch manchmal ist, die Marietta, dachte Stohansl betroffen, aber a mersten Abend gleich mit dem Amerikaner loszuziehen, ist doch reichlich geschmacklos. Marietta sprach strahlend und scheinbar sehr aufgekratzt mit Degenhardt und dem Spielleiter, neben dem ganz ruhig und unbeteiligt Willy von Pfeil stand. Sie sah ihn schnell noch einmal an:

*

„Raubritter, überleg' dir's . . . sonst!" rief sie laut und fröhlich. Etwas zu laut und zu fröhlich ,denn in ihrer Stimme klang eine kleine Drohung, aber auch vor allem ein bißchen Angst, und Angst war auch in ihrem Gesicht zu lesen.

Mr. Kean aber grinste mit ziemlich verglasten Augen wie ein Faun, unverschämt und hänisch, Pfeil an. Willy von Pfeil aber schwenkte den Hut und rief, während der große Cadillac anfuhr: „Recht gute Unterhaltung, Marietta!" Fabelhaft, wie sich der Mann in der Gewalt hat, dachte kopfschüttelnd Degenhardt.

Pfeil blickte dem Wagen nach, sah dann blinzelnd in die Sonne, die schon recht tief stand, zündete sich eine Zigarette an und zog genießerisch tief den ersten Zug ein. Dann bot er mit einem: „Ach, bitte um Entschuldigung", Degenhardt und Stohansl seine große, silberne Zigarettendose an.

„Eine außerordentlich interessante Dose, wahrscheinlich ein Erbstück?" fragte Degenhardt.

„Nein, nur eine liebe Erinnerung!"

Degenhardt betrachtete jetzt eingehend die Dose. Sie war sehr groß, aber dafür ganz schmal, und auf beiden Seiten mit teils in Gold aufgelegten Wappen, teils mit faksimilierten Unterschriften vollkommen bedeckt, den Verschluß bildete ein großer, als Capuchon geschliffener Smaragd.

„Eine Erinnerung?" wiederholte Degenhardt fragend. „An bessere Zeiten?" Pfeil hatte die Dose wieder zurückgenommen und drehte sie sinnend in den Händen.

„Ja!" sagte er. „An die Jugend, an treue Freunde und Kameraden, die beinahe alle nicht mehr am Leben sind — teils im Weltkrieg gefallen — im Chaos verkommen — versprengt und verschollen. Bei uns in der alten österreichischen Armee war es im Offizierkorps der Kavallerieregimenter so Sitte, sich gegenseitig solche Dosen mit dem eigenen Wappen oder Namen als Andenken zu schenken. Ich sehe die Kameraden noch heute vor mir, wie sie damals waren. Ueberschäumend und jung, in einer Welt, von der man sich heute schwer mehr eine Vorstellung machen kann. Das ist mir als einziges aus dieser Zeit übriggeblieben", er fuhr leise, wie liebkosend, über die glänzende Dose, „darum kann ich mich auch nicht von ihr trennen und trage sie immer. Na, Peter, fahren ma? Wir wollten nämlich die kleine Käthe trösten, Herr Degenhardt, das brauchen wir ja nun Gott sei Dank nicht mehr zu tun, dafür werden wir mit ihr feiern."

Pfeil fuhr keinen großen, schneeweißen Amerikaner mit verchromten Rädern, mit Radio und 200 Kilometer Spitzenleistung wie Marietta, sondern einen ganz bescheidenen Durchschnittswagen. Er war nebenbei froh, wenn er einmal kein Radio hörte, er fuhr auch meist langsam, denn er wollte die Luft und die Landschaft genießen.

Stohansl saß nach den vielen Aufregungen dieses Tages entspannt neben ihm, träumte und dachte darüber nach: wie sag' ich es Pfeil jetzt, damit er mich nur nicht auslacht, wie sag' ich ihm, daß ich dieses Mädchen, die Käthe, schon lange liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bild des Herrschers
Reiterstandbild Kaiser Ottos in Magdeburg (1240—1250)

Das Bild des Deutschen

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigend Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben."

Diese Verse schrieb der Dichter Friedrich Hölderlin in einer Zeit, in der Deutschland anders als heute uneinig und ohnmächtig war. Er nennt es das „heilige Herz der Völker" und zeichnet in wenigen Worten zugleich das tragische Schicksal, das dem deutschen Volke als Herzvolk Europas im Laufe der Geschichte immer wieder widerfahren ist. „Allduldend" und „allverkannt" hat es den Haß der Feinde, den Neid und die Mißgunst anderer Völker ertragen müssen und dennoch ist es wahr, was in dem letzten Vers dieser Gedichtstrophe steht, daß aus der Tiefe des deutschen Wesens die anderen Völker ihr Bestes haben. In unseren Tagen wird die gegenwärtige Generation selbst Zeuge, wie sich eine Flut der Verleumdung, Beschimpfung und Verkennung über das deutsche Volk ergießt. Der lächerliche Hochmut unserer westlichen Nachbarn nimmt wieder einmal den Besitz der europäischen und menschlichen Kultur für sich allein in Anspruch und behauptet, die Welt vor der „deutschen Barbarei" erretten zu müssen. Uns Deutsche wird dieser von Kriegswut entfesselte Schrei nicht anfechten. Jeder, der die Jahrtausende alte Geschichte des deutschen Volkes kennt, weiß um den einzigartigen Hochstand deutscher Kultur in allen Zeiten abendländischer Geschichte. Es wäre unmöglich, im Rahmen eines Zeitungsaufsatzes auch nur annähernd alles das anzudeuten, was der deutsche Mensch durch die Jahrhunderte zum Fortschritt und zur Bildung nicht nur des eigenen Volkes sondern der ganzen Welt erdacht, erforscht, erarbeitet und erkämpft hat. Deutlicher aber und eindringlicher als jedes geschriebene Wort es vermöchte, hat die bildende Kunst das Bild des Deutschen verewigt, und gerade die Kunst der frühen Jahrhunderte hat, aller Aeußerlichkeit und Zufälligkeit abhold, das innere Bild des deutschen Menschen in einer Weise gezeichnet, die zeitlos ist und für alle Generationen und alle Zeiten Geltung haben kann, weil sie das Wesen, den Charakter und die Seele des Deutschen schlechthin gestaltete.

Damit das Gesagte auch anschaulich werde, haben wir nur drei Darstellungen hier abgebildet, deren Sprache unmißverständlich und unzweideutig vom Adel des deutschen Menschen Zeugnis gibt. Als zu Beginn des 10. Jahrhunderts die Reichsgewalt von den Franken an den jungen Stamm der Sachsen übergegangen war und Heinrich I., der erste deutsche Volkskönig, die Grundlagen zu neuer nationaler Entwicklung gelegt hatte, führte dessen Sohn Otto I. das Reich zu einem Gipfelpunkt deutscher Weltmachtstellung. Das Bild dieses Kaisers, der übrigens zum erstenmal die deutsche Ostraumpolitik als eine Lebensfrage des deutschen Volkes erkannte, steht heute noch vor dem alten Rathaus in Magdeburg, das damals der Ausgangspunkt der deutschen Ostkolonisation war. Dieses Reiterstandbild, das in der Mitte des 13. Jahrhunderts, vielleicht ein Jahrzehnt später als der Bamberger Reiter geschaffen wurde, erhebt natürlich kaum Anspruch auf Porträtähnlichkeit. Es ist das Bild des Kaisers, des Herrschers, wie es im Herzen des deutschen Volkes lebt: Jeder Zoll ein aufrechter Mann, jeder Blick klar und unbestechlich vorwärts gerichtet, jede Gebärde entschlossen und voller Tatkraft. So sitzt dieser Kaiser hier zu Pferd und es bedürfte nicht der Krone auf seinem Haupte, ihn in seinem Rang als Führer des Volkes zu erkennen. Sein Auge erfaßt, was vor ihm liegt, der Mund ist leicht zum Sprechen geöffnet, die Hand hält die Zügel gefaßt, unbeirrt und des Weges gewiß.

Die deutschen Kaiser des frühen Mittelalters führten ein Volk der Bauern und Soldaten. Vielleicht zwanzig oder dreißig Jahre, ehe das Bild des Magdeburger Reiters erstand, erschien ein Buch, das den Anhaltischen Ritter Eike von Repgow zum Verfasser hatte und zum erstenmal urdeutsches Recht in Bild und Wort zusammenfaßte. Dieses unter dem Namen „Sachsenspiegel" uns bekannte Rechtsbuch ist ein einzigartiges Dokument des hohen Rechtsempfindens, das im einfachen Mann, im Bauern und Lehensmann des Sachsenstammes als dem Kernvolk des jungen Reiches lebendig war. Wenn auch die Darstellung des Bauern in der bildenden Kunst der frühen Jahrhunderte kaum anzutreffen ist, so haben wir hier doch ein Zeugnis des inneren Menschen, wie er im Volke gelebt hat, das uns gleich wertvoll ist. Wir bringen aus diesem Sachsenspiegel (nach der Ausgabe der Inselbücherei Nr. 347) einige jener schlichtgezeichneten Bilder zum Abdruck, die keine Kunstwerke an sich darstellen, sondern nur eine Bildersprache zur Verdeutlichung des Wortes sein sollten. Das erste Bild stellt den Rechtsgrundsatz dar, daß derjenige, der von der gemeinsamen Weide ein fremdes Stück Vieh mit eintreibt, sich nicht schuldig macht, wenn er es am anderen Morgen wieder austreibt, es also für sich nicht nutzt. Die beiden anderen Bilder sagen aus, daß der Hirt (mit der Zipfelmütze) bei Verletzung eines Stückes Vieh eidlich (erhobene Schwurfinger) aussagen muß, wem das verletzende Tier gehört. Dieser muß dann (unteres Bild) das verletzte Stück Vieh ersetzen. Im Sachsenspiegel finden wir das ohne jeden fremden Einfluß aus dem eigenen Rassenempfinden entwickelte, vom Volke geübte Recht, wie es nur von einem kulturell hochstehendem und zu völkischen Hochleistungen befähigten Volke erdacht werden kann.

Mit der politischen Führerstellung des deutschen Volkes blühten die Städte und das Bürgertum empor. Deutsche Handwerkskunst und deutscher Kaufmannsgeist kamen zu hohen Ehren in der Welt. Sichtbarer Ausdruck dieser Weltgeltung wurde die Hanse, der Bund deutscher Städte zum Schutze und zur Förderung des Handels im eigenen und in den fremden Ländern. Der deutsche Maler Hans Holbein, der siebzehn Jahre lang in England lebte und englische Könige und Königinnen portraitierte, hat in London im Stahlhof, dem deutschen Hansekontor, den Kaufmann Georg Gisze kennengelernt und mit seinem Portrait das Bild des deutschen Kaufmanns schlechthin gezeichnet. Aus diesem Gesicht spricht der lautere Charakter des deutschen Kaufmanns, der ohne Hinterhältigkeit und betrügerische Verdienstgier in aller Welt seinen Handel trieb. Die reiche Kleidung zeugt von seinem Wohlstand, die Gebärde der Hand von seiner Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit. Diese Tugenden sind dem deutschen Kaufmann bis auf unsere Tage eigen geblieben, sie haben ihm hohes Ansehen bei seinen Handelspartnern, aber auch Neid bei den Mißgünstigen eingetragen.

Diese Beispiele könnten um Tausende vermehrt werden. Der Glaube des Herzens, der Adel der Seele und der Wille zur Leistung können im deutschen Menschen nicht ertötet werden. Sie werden immer und gegen jeden sich durchsetzen, wie der Gang der Geschichte es beweist und wie auch wir in unseren Tagen es erneut bestätigt finden werden.

Josef J. Link

← Ein Zeugnis der hohen sittlichen Kraft des deutschen Volkes ist das alte Rechtsbuch „Der Sachsenspiegel" (etwa 1220), in dem ein bodenständiges Recht für das Volk festgelegt war.
Auf unserem Bild sind Rechtsgrundsätze aus dem bäuerlichen Leben dargestellt.
(Erläuterung siehe Text.)
Aus „Der Sachsenspiegel" Inselbücherei Nr. 347

Das Bild des deutschen Kaufmanns
In dem Bildnis des Georg Gisze hat der Maler Hans Holbein dem hansischen Kaufmann, der in aller Welt höchstes Ansehen genoß, ein Denkmal gesetzt (etwa 1532).
Fotos: „Deutsche Kunst" (Angelsachsen-Verlag 2)

Graue Theorien

Er: „Was ist im Grunde genommen eigentlich ein Kuß? Nichts!"
Sie: „Stimmt! Und besonders, wenn zwei ihn miteinander teilen sollen!" (Aftenposten)

Das ist zuviel

„Na, Paul, wie geht's mit dir und Fräulein Hildebrandt?"
„Ueberhaupt nicht!"
„Aber warum denn nicht?"
„Ja, siehst du, ich wollte ihr einen Heiratsantrag machen, aber dann hat sie mir erzählt, daß sie Raabe und Ganghofer liebe und dann noch einen gewissen Kerl, der Sudermann heißt — — und da habe ich die Sache aufgegeben!" (Svenska Dagbladet)

Nicht betroffen

„Lachen Sie vielleicht über mich, mein Herr?"
„Unsinn; Sie erinnern mich an einen Kollegen, über den ich immer lache!" (Fliegende Blätter)

*

Herr Barchent ist sehr neugierig. In der Sommerfrische fragt er die Einheimischen nach allen möglichen Dingen. Oft bekommt er grobe Antworten.
„Sagen Sie", fragt er einen älteren Einheimischen, „hier sind wohl sehr viele unhöfliche, merkwürdige Menschen?"
„Ja, da haben Sie recht", war die Antwort, „aber so Ende September sind sie alle weg, dann sind wir Einheimischen wieder unter uns!" (Neue I. Z.)

Ein Null

Der Rechenkünstler arbeitete bei seinem Auftreten mit Zahlen, die in die Millionen gingen, ohne sich auch nur ein einziges Mal zu irren. Da rief ihm ein witziger Herr aus der letzten Reihe zu:
„Wieviel ist denn zehn mal zehn?"
Prompt bekam er die Antwort?" „Wenn Sie sich danebenstellen, tausend!" (Oslo Illustrerte)

Soldatenhumor

„Krause, stellen Sie sich vor, Sie haben Wache. Es ist schon dunkel. Plötzlich kommt jemand von hinten, umfaßt Sie so, daß Sie von Ihrer Waffe keinen Gebrauch machen können. Was würden Sie dann tun?"
„Ich würde sagen: Laß sofort los, Lina, ich bin im Dienst!

Eine Anzeige in unserer Zeitung bringt Ihnen lohnenden Erfolg!

Weihnachtskrippe aus starkem Holz, grün bemalt, mit Strohdach und reichlich Moos behängt. Besonders schöne große Figuren. Maria, Josef, 3 Könige, Christkind in der Krippe, 2 Schafe. 25 cm lang, 16 cm breit, 24 cm hoch. p. Stück im Karton RM 3.50 zuzügl. Porto. Versand p. Nachn. Bei Nichtgefallen Geld zurück. UMSONST und portofrei versende an jedermann meinen großen Hauptkatalog über weitere Krippen, Krippenfiguren und andere Geschenke. Emil Jansen, Solingen-Wald 210

Sicheren Erfolg verbürgt die Kleine Anzeige hier in unserer Zeitung

Warzen Leberfl. Muttermale Leichte Beseitigung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-W 46

Frl., 42 J., mit gut. Lebensart, groß, stattlich u. sehr gut ausseh., sucht, da alleinstehend, ein. kath. Lebenskameraden mit wirklich. Herzensbild., welcher nicht auf Geld sieht, sondern vor allem eine liebe, treue und gütige Gefährt. zur Seite h. möchte. Freude an Haus u. Gart. vorhanden. Freundl. Angeb. unter Nr. 1148/2 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Krämpfe Fallsucht Es gibt ein Mittel, mit dem man dem Leiden wirkl. energisch entgegentreten kann: „Epilepsan" Nr. I-IV. Fragen Sie Ihren Arzt. Nur in Apoth. erhältl. Aufklärende Druckschrift durch Dr. Curt Schaefer, Fabrik pharm. Präparate, Leipzig N 21/361

Verstopfung übermäßiges Fett, Gicht, Rheuma, Hämorrhoiden vermeide man durch gründliche Reinigung von Darm, Blut und Säften mit Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz. Der Erfolg überrascht! Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.— In Apotheken und Drogerien

Heirats-Anzeigen haben im „7. Tag" großen Erfolg.

NEULAND Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige., diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos. Neuland-Brief-Bund Herne R Fach, 153

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

8. Jahrg. — Nr. 47 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 19. November 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Schatten des Vicomte

Von Bastian Schneider

Der Vicomte d'Espard kam dem Besucher höflich entgegen.
„Womit kann ich dienen, Herr —"
„Kriminalinspektor Lunardi, Herr Vicomte!"
„Oh, Sie kommen wegen meines armen Freundes Travisani . . ." Der Vicomte zeigte auf den Stuhl. „Bitte . . . Ich stehe zu Ihrer Verfügung . . . Haben Sie schon eine Spur gefunden?"
„Leider nein . . . Und deshalb erlaubte ich mir, Sie aufzusuchen. Der Marchese Travisani wurde, wie Ihnen ja aus den heutigen Morgenblättern bekannt sein dürfte, gestern abend gegen sechs Uhr auf der Landstraße vor Rimini erschossen aufgefunden . . ."
„Ich kann es noch immer nicht fassen . . ." Der Vicomte schob dem Besucher die Zigaretten hin. „Bitte . . ."
„Danke . . . Hatte der Tote Feinde, Herr Vicomte?"
„Wo denken Sie hin?!" wehrte der Vicomte ab. „Er war der liebenswürdigste Gesellschafter, jedermann war ihm gut gesinnt, und ich kann es nicht glauben, daß ein Mord —"
„Umstände lassen es vermuten!" Der Kriminalbeamte streifte die Asche von der Zigarette. „Sie hatten an einem der letzten Abende eine Auseinandersetzung mit dem Marchese, Herr Vicomte —"
„Ich —"
„Ich glaube wegen einer Sängerin, die derzeit an der Mailänder Scala gastiert . . ."
„Das wissen Sie auch schon!" lächelte der Vicomte. „Eine harmlose Eifersüchtelei . . ."
„Es sollen aber Worte gefallen sein . . ."
„. . . die eine Minute später wieder vergessen waren. Der Marchese und ich waren, bevor wir nach Venedig kamen, kurze Zeit in Mailand, dort lernten wir die Dame kennen . . . Wie gesagt, eine längst vergessene Liebelei!"
„Stimmt es, Herr Vicomte, daß Sie gestern noch mit dem Marchese gesprochen haben?"
„Allerdings . . . Wir waren bis gegen Mittag beisammen, dann fuhr der Marchese mit seinem Rennwagen nach Rimini. Wir schieden im allerbesten Einvernehmen!"
„Und der Marchese ist allein gefahren?"
„Ich denke schon . . ."
„Sie haben ihn nicht begleitet, Herr Vicomte?"
„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr der Vicomte auf, und der Besucher fuhr ruhig fort: „Verzeihen, Herr Vicomte, aber es ist meine Pflicht, jede Spur zu verfolgen . . ."
Der Vicomte warf die Zigarette in den Aschenbecher und lehnte sich bequem in den Fauteuil zurück.
„Ja, das sehe ich ein . . . Uebrigens", er sah lächelnd vor sich hin, „übrigens bin ich in der Lage, auch den Schatten eines Verdachtes zu entkräften . . ." und den fragenden Blick des Kriminalbeamten erwidernd, wiederholte er mit Nachdruck: „Auch den Schaten, mein Herr! Ich verbrachte den Nachmittag in Venedig, wie konnte ich um sechs Uhr auf der Landstraße von Rimini sein? . . . Außerdem habe ich so um die zehnte Stunde herum ein paar Freunde im Café Florian getroffen —"
„Herr Vicomte, mit einem guten Wagen kann man um zehn Uhr von Rimini zurück sein . . ."
„Zugegeben!" nickte der Vicomte. „Aber es ist unmöglich, in der sechsten Stunde in der Nähe von Rimini einen Menschen niederzuknallen und um dieselbe Zeit auf der Piazza zu promenieren!"
„Das allerdings . . ." versetzte der Kriminalbeamte zustimmend. „Und wenn Sie dafür einen Zeugen hätten —"
„Das soll wohl heißen —"
Der Kriminalbeamte schien den Einwurf überhört zu haben und wiederholte verbindlich: „Wenn Sie dafür einen Zeugen hätten, Herr Vicomte, würden Sie mir meine Arbeit erleichtern!"
„Einen Zeugen? Einen Zeugen!" wiederholte der Vicomte, überlegte einen Augenblick und lachte vergnügt auf. „Halt! Ich habe sogar noch mehr! . . . Ich ließ mich um diese Zeit von dem Photographen auf der Piazza photographieren . . . Hier ist das Bild . . . Ein wenig abgeschmackt zwar, so zwischen den Tauben und den Vergnügungsreisenden, aber diesmal erfüllen die Tauben von San Marco einen guten Zweck . . . Genügt Ihnen dieser Beweis?"
Der Kriminalbeamte nahm das Photo, das der Vicomte aus der Brieftasche kramte, betrachtete es aufmerksam und sagte nach einer Pause:
„Und die Aufnahme wurde gestern gemacht?"
„Jawohl. Gestern stellte man auf der Piazza das Podium für das heutige Festkonzert auf. Sie sehen das Podium im Hintergrund!"
„Stimmt!" nickte der Kriminalbeamte mit einem neuerlichen Blick auf das Photo. „Und ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung, Herr Vicomte. Der Beweis genügt mir!"
„Na also —"
Der Kriminalbeamte erhob sich.
„Herr Vicomte, im Namen des Gesetzes —"
„Was — was fällt Ihnen ein?" sprang der Vicomte auf.
„Das Bild wurde um die Mittagsstunde aufgenommen, Herr Vicomte — da, sehen Sie selbst — Ihr Schaten ist ganz kurz! Zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags hätte er ein Vielfaches der Länge gehabt! Um diese Zeit waren Sie auf der Landstraße vor Rimini . . ."
Der Vicomte stützte sich schwer auf die Tischkante.
„Der Schatten!" flüsterte er. „Wer denkt an einen Schatten!?"

Quintett, Radierung v. Prof. A. Eckener, Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Eine kleine Melodie

Eine kleine Melodie ist wie ein kostbarer Edelstein, der einem durch einen glücklichen Umstand zugefallen ist. Sie funkelt und blitzt, sie lockt und läßt einen nicht mehr los. Man verliebt sich in sie mit einer tiefen heimlichen Leidenschaft und nun möchte man sie völlig besitzen. Man trägt sie mit sich herum und holt sie immer wieder hervor, um sich an ihr zu freuen. Und selbst wenn man meint, sie vergessen zu haben, ruht sie immer noch in einem verborgenen Herzenswinkel. Bis sie nach vielen Jahren wieder heraufbricht und ihren zauberhaften Glanz entfaltet . . . Eine echte Melodie stirbt nie. Und wer möchte und könnte von sich sagen, daß ihn nie ein Lied gerührt, nie ein Klang berauscht, daß er keine einzige noch so kleine Melodie in sich trage, bei der er froh oder traurig würde. —

Eine echte Melodie ist mächtig wie ein Wort, das man durch das Leben nie vergißt. Und über das man nachdenkt, und das reifer, weiser und schöner wird, je länger man es erwägt . . .

Nachdenken, erwägen. Das ist es. Darauf kommt es an. Eine echte Melodie hat Tiefen, die sich nicht immer gleich erschließen. Nicht auf das Hören kommt es an, nicht darauf, daß man sie nachträllert, sondern daß man sie ganz versteht. Man muß sich um sie mühen. Auf den Saiten einer Geige, eines Cello, auf den Tasten eines Klaviers, auf einer Flöte oder sonst einem Instrument. Man muß sie nachbilden, immer neu und immer tiefer. So wird alle Fülle der Schönheit offenbar, alle Gedanklichkeit klar. Und immer neue Reize entfalten sich. Die Melodie bleibt nicht auf einem Instrument, sie entzündet sich auf anderen. So bringt sie Menschen zusammen. Eltern, Kinder, Freunde, Nachbarn, Kameraden . . .

Woher die Zeit, woher die Muße? Sie findet sich immer am Abschluß eines Tages in einer kurzen Stunde, als Pause zwischen der Arbeit oder an einem Sonntag. So manche Stunde wird leer vertan, die durch die Musik wertvoll gefüllt werden könnte.

Und der Schatz guter deutscher Hausmusik ist unerschöpflich, die Fülle schönster Melodien ohne Zahl. Daran will der Tag der deutschen Hausmusik, den wir in dieser Woche begehen, erinnern.

Aber jetzt in dieser Zeit? Ja, auch jetzt und gerade jetzt darf die stille Stunde nicht fehlen, aus der uns die Kraft wächst für die Bewährung. Die stille Stunde zu Haus, die Klarheit schafft, Ausgeglichenheit, Friede und Frohsinn des Herzens. —

Als die Soldaten auszogen ins Feld, haben sie Millionen Melodien mit hinausgenommen. Und in ihnen die ruhige Zuversicht, die Unbekümmertheit, den Mut und die Kraft. Und wie oft mag nun draußen im Bunker einer ein Lied anstimmen, das er daheim auf seiner Geige gespielt, und nun geht es unter den Kameraden um und bildet eine neue Gemeinschaft. Wie oft mag eine Melodie aus einer Sonate einem das Herz froh machen, der nun den grauen Rock trägt. Wie oft wird einer nun mit seiner Flöte draußen einsame Zwiesprache halten?

Ob es das schlichte Marschlied ist oder das kunstvolle Thema einer Sinfonie, — darauf kommt es nicht an. Sondern daß es eine echte Melodie ist, aus der die Kraft des Herzens wächst. Lk.

Der Waschlappen

Eine Erzählung von K. Robert Popp

Als der Prokurist Siegfried Mohr an einem herbstlichen Abend heimwärts ging, ereigneten sich plötzlich zwei Vorfälle, die den ausgeglichenen Lauf seines Junggesellenlebens durchbrachen und unter der Oberfläche des alltäglichen Einerlei ihn die wahre Leere seines Herzens erkennen ließen.

Das erste Ereignis trat elementar ein. Siegfried Mohr fühlte etwas Weiches auf seinen Hut klatschen und stand noch befremdet und verdutzt, als ihn schon der nächste Schlag traf: ein kleines Mädel klatschte begeistert in die Hände und rief lachend: „Sieh doch, Tante, der komische alte Mann da drüben!!" Was da von seinem Hute herabhing, war nach Feuchtigkeit und Geruch unverkennbar ein Aufwaschlappen, und seine Herkunft blieb nicht lange im Dunkeln. Er hatte bei einer etwas erregten Auseinandersetzung in der Wohnung über Siegfried Mohrs Haupt sein eigentliches Ziel verfehlt, und zwei erhitzte Köpfe im Fensterrahmen ersuchten, den Lappen wieder hochzuwerfen. Als Siegfried Mohr in begreiflicher Entrüstung dieses Ansinnen von sich wies und seinerseits auf seinen ramponierten Hut deutete, sah er sich sofort einer Einheitsfront gegenüber. Der Mann erging sich in höhnischen Andeutungen über die freilich etwas vernachlässigte Kleidung des Prokuristen, während seine Frau, die sich freimütig als die Werferin bekannte, wesentlich schärfer und persönlicher wurde. Siegfried zog es daraufhin vor, eilig weiterzugehen, zumal sich bereits jener unvermeidbare Kreis froher Zuschauer und Zuhörer eingefunden hatte. Er verschwand eilig, während die Köpfe mit ihren Besitzern sich ins Zimmer zurückzogen und die Menge aufmerksam den verlassenen Waschlappen anstarrte.

Den Treffer hätte Siegfried Mohr bald verschmerzt, aber die Aeußerungen über seine vernachlässigte Kleidung hatten ihn peinlich berührt. Das ihm, dem Prokuristen Siegfried Mohr?! Als er sich aber in einem der großen Spiegel in den Auslagen kritisch musterte, erkannte er, daß der Mann in der Tat der Wahrheit nahe gekommen war.

Zu dieser Erkenntnis kam jener spontane kindliche Ausruf, der sich am schmerzlichsten in das Junggesellenherz eingefressen hatte. Er,

Siegfried Mohr, ein alter Mann?! Ist man mit knapp vierundvierzig Jahren ein alter Mann?! Vielleicht vom Kinde aus gesehen; aber vom Standpunkt des Erwachsenen aus betrachtet, ist dieses Alter noch glücklich. Mit vierundvierzig Jahren steht man in der Vollkraft seines Schaffens, da fühlt man, daß man noch so manches leisten und vollbringen könnte! Was alt!! Jung ist man mit vierundvierzig, und wenn das Herz jung bleibt, dann ist man's immer! Aber alle diese Selbstberuhigungen verfingen nicht. Der Ruf des Kindes blieb ein Stachel in seinem Herzen, und als er einige Straßen hastig durchlaufen hatte, gestand er sich selber ein, was sich ihm die ganze Zeit über aufdrängen wollte: Siegfried Mohr, du brauchst eine Frau, denn du gehst vernachlässigt in der Kleidung, und vor allem, dein Herz sehnt sich nach einem Menschen, der zu dir gehört. Zum Heiraten aber, Siegfried Mohr, da bist du wahrhaftig schon ein alter Mann, da wird es höchste, allerhöchste Zeit!

Und als seine Gedanken so weit gelaufen waren, zog der Prokurist einen festen Strich unter sein Leben und machte die Bilanz. Sie fiel nicht allzu ungünstig aus. Nun aber zeigte er, daß er noch handeln konnte, daß es in Wahrheit noch nicht zu spät war! Binnen sechs Wochen hatte er die Weggefährtin seines künftigen Lebens gefunden, und schon nach weiteren zwei Monaten sprach er sein männliches Ja vor Standesbeamten und Altar. Zwei einsame Menschen waren glücklich, und Siegfried Mohr verjüngte sich innerlich und nach außen hin.

Die junge Frau führte ihre etwas neidische Freundin durch die schöne, neue Wohnung und dachte dabei dankbar an alles, was ihr Gatte über die Vorgeschichte seines Entschlusses verlauten lassen hatte. Aus dieser dankbaren Stimmung heraus sagte sie plötzlich: „Mein Glück verdanke ich eigentlich einem Waschlappen!" — Worauf die Freundin verständnisvoll nickte und dann gütig ergänzte: „Nun ja, aber im Beruf steht er doch seinen Mann!"

Ich sah einen Schnurrbart

Es war in der Elektrischen. Da sah ich einen Schnurrbart. Es versteht sich, daß er grau war und an einem Manne saß, der den Abend seines Lebens erreicht hatte. Nicht nämlich, daß es sich um eine jener Andeutungen von Bartwuchs gehandelt hätte, wie sie die Mode den wirklichen Zeitgenossen eben noch unter der Nase gestattet. Nein, es war ein echter Schnurrbart, ein handgreifliches Stück mit Eigenexistenz und maß wohl von der Wurzel bis zur Spitze an die fünfundzwanzig Zentimeter — und das nach jeder Seite.

So etwas stirbt aus, es liegt auf der Hand, und man muß sich dahinter halten, wenn man das Wesen einer solchen Erscheinung noch schnell erfassen will, eh es zu spät ist. Mitten auf der Lippe kam er in kräftigem Wachstum hervor, ein wenig hart, ein wenig buschig und widerspenstig anzusehen. Dann strebte er weiter, über die Grenze des Gesichtes hinaus, in die Luft, in den Raum — wie gesagt, ziemlich weit von seinem Ausgangspunkt weg. Zum Schluß war er spärlich und dünn und besaß so wenig Konsistenz, daß er eigentlich hätte abwärts hängen müssen. Aber das tat er nicht. Er hielt sich balanzierend waagerecht, und seine Enden zitterten im Rhythmus der Fahrt. Es war fast faszinierend, ihn anzusehen.

Der Mann schaute zum Fenster hinaus. Der Schnurrbart nicht; er dachte gar nicht daran. Eigenlebig wie kunstvolle Züchtungen sein können, ging er gewissermaßen seine eignen Wege, selbstbewußt und unabhängig. Er besaß übrigens links und rechts eine schnörkelhafte Wendung, eine Art Locke oder Welle, das Ergebnis einer Massage, die sein Besitzer ihm halb planvoll, halb spielerisch angedeihen ließ, indem er ihn langsam zwischen Zeigefinger und Daumen durchdrehte. Das ist, wie mir klar wurde, eine sehr behutsame und sehr bedächtige Geste, die es wohl nur noch selten gibt und mit der es auch so ziemlich am Ende ist. Sie hat etwas Spielerisches und Nachdenkliches, etwas Wohlwollend-Freundliches, und es wäre zu untersuchen, ob sie etwa mit Humor im Zusammenhang steht.

Ueberhaupt! Immer nämlich so ein Ding an sich zu wissen, das einem ebensogut gehört wie nicht gehört, das man mit einem Ruck abschneiden könnte, wenn man wollte, etwas Gravitätisch-Würdiges, das gleichwohl zum Spielen wie geschaffen ist, ein urwüchsiges Gebilde ganz eigener Art, das über unserem Munde seinen Anfang nimmt und dann ins Leere, in den geheimnisvollen Raum um uns vorstößt, um sich mit einem letzten silbrigen Haar in ihm zu verlieren — — —

Nun gut, es ist ja nur, daß man mal davon gesprochen hat.

Vorstoß ins Reich des Südpols:

Hakenkreuze in der Antarktis

Im Land der 1000 Eisgiganten

Von Alfred Ritscher, Leiter der Deutschen Antarktis-Expedition 1938/39

Nach der Erstarkung Deutschlands gilt es, unserem Volke auch auf dem Gebiet der weltweiten Forschung und der Pionierarbeit für die Menschheit den ihm gemäßen Platz wiederzugeben. Eine große Tradition wartet darauf, von uns Heutigen fortgeführt zu werden. Diese ideellen Beweggründe und praktischen Erwägungen sind maßgebend gewesen bei dem Entschluß, die deutsche Forschungsarbeit in der Antarktis wieder aufzunehmen. Im Herbst 1938 ordnet Hermann Göring in seiner Eigenschaft als Beauftragter für den Vierjahresplan die Durchführung der Deutschen Antarktischen Expedition 1938/39 an.

Mit großer Sorgfalt wird das in seiner Art erstmalige Unternehmen vorbereitet. Die Deutsche Lufthansa erkennt die Bedeutung des Unternehmens und stellt bereitwillig ihr im Südatlantik-Flugpostverkehr verwandtes Katapultschiff „Schwabenland" als Expeditionsschiff zur Verfügung. Es führt an Bord zwei ebenfalls im Südatlantikdienst erprobte 10-to-Dornier-Wale mit sich, deren bewährte Besatzungen der neuen interessanten Tätigkeit erwartungsvoll entgegensehen. Ein Stab junger einsatzfreudiger Wissenschaftler, von Ministerien und Instituten auf das zuverlässigste ausgerüstet, brennt darauf, die ihm gestellten bedeutungsvollen Aufgaben lösen zu können. Und alle Expeditionsmitglieder der Schiffsführung und -besatzung sowie der Eislotse sind sich ihrer großen Verantwortung bewußt: Die 82 Männer, welche die „Schwabenland" nach Süden trägt, haben das stolze Gefühl, das Blickfeld ihres Volkes und das Wissen der Menschheit erweitern zu können, das stolze Gefühl, Stoßtrupp zu sein.

Flugzeuge als Eislotsen

Abschied von Deutschland bei strengstem Winterwetter — tropische Hitze und Aequatortaufe — langsam wieder zunehmende Abkühlung: Eigenartige Kontraste einer Fahrt von Hemisphäre zu Hemisphäre. Wir haben den Grenzstein der Antarktis erreicht: Das einsame, vergletscherte Eiland Bouvet. Bald sehen wir die ersten Sendboten der Antarktis: mächtige, viele Kilometer lange Eisberge gleiten an uns vorüber nach Norden; 240 dieser Giganten zählen wir bis zum Erreichen der Küste des sechsten Erdteils. Die Eisverhältnisse sind über Erwarten günstig: Keine einzige Packeis-„Sperre" hält uns auf. Nur ein westlich von uns sich erstreckendes, unübersehbares Packeisfeld schneidet eine Wake, eine eisfreie Wasserfläche, von großer Tiefe ein. Wir nutzen die Gelegenheit und dringen auf ihr trotz gewisser Bedenken weiter nach Westen vor. Wird sich das Eis hinter uns schließen und uns in dieser natürlichen Falle gefangensetzen? Eilig nutzen wir die Zeit. Am nächsten Morgen donnern die Motoren einer unserer Maschinen, und zum ersten Mal in der Entdeckungsgeschichte der Antarktis schnellt ein Flugzeug vom Katapult zum Vorstoß ins Innere des Kontinents!

Wir auf dem Schiff Zurückgebliebenen beobachten besorgt das Eis, das sich um uns zu schließen beginnt! Jetzt ist unser Flugzeug vom Fernflug zurück, und nun schnellstens auf dem Wege, den wir gekommen, aus der Wake heraus! Wir finden ihn bereits durch Eissperren verlegt. Wir stoßen in anderer Richtung vor — auch dort verwehren uns Eismassen die Durchfahrt. Wir scheinen gefangen! Bevor wir aber mit Gewalt an einer Stelle den Durchbruch versuchen wollen, soll das zweite Flugzeug, das sich auf Erkundungsflug längs der Küste befindet, die Gesamtheitslage überprüfen. Und tatsächlich entdeckt die Besatzung der Maschine von oben einen schmalen Ausweg aus den Eismassen; das Flugzeug leistet einen neuen, unerwarteten Dienst: als Lotse am Himmel leitet es das Schiff auf gewundenem Wege zurück ins offene Wasser. Und nun folgt an den Schönwettertagen Flug auf Flug, die zum Teil über 9 Stunden dauern. In einer Gesamtflugzeit von 86½ Stunden werden etwa 16 000 Kilometer (= Luftweg Berlin—Newyork—Hawai) zurückgelegt und rund 600 000 Quadratkilometer nie vorher von Menschenaugen geschautes Land erkundet. Mit den Reihenmeßbildapparaten werden davon 350 000 Quadratkilometer in über 11 000 sich überlappenden Aufnahmen fotogrammetrisch erfaßt, so daß erstmalig von einem Antarktisgebiet dieser Größe eine verläßliche Karte gefertigt werden kann.

Gebirge im ewigen Eis

In dem erkundeten Landteil durchstoßen Gebirgszüge den mächtigen Panzer des Inlandeises und ragen in Höhen von mehr als 4000 Meter. Hinter ihnen steigt polwärts die Eisfläche mehr und mehr an. Unsere Flugzeuge wollen noch weiter nach Süden vorstoßen, aber die gewaltige Hochfläche, die sich auf über 4000 Meter emporwölbt, gebietet ihnen Halt: Die schweren Maschinen vermögen nicht mehr höher zu steigen. Kehrt denn! Doch vorher sausen Abwurfspfeile hinab, an denen die Reichsflagge befestigt ist. Alle Umkehrpunkte im äußersten Süden werden so bezeichnet, darüber hinaus alle Flugwege in Abständen von 25 Kilometer durch Abwurf von Metallpfeilen mit eingeprägtem Hakenkreuz markiert; und bei den mehrfachen Landungen der Flugboote an der nie zuvor betretenen Küste wird jedes Mal von uns an Land feierlich die Hakenkreuzflagge aufgepflanzt und mit diesem symbolischen Akt einer Vorbedingung für die Inbesitznahme entdeckten Gebietes Genüge getan.

An Land, auf dem Scholleneis und an Bord sind unsere Wissenschaftler, ein Biologe, ein Erdmagnetiker, ein Geograph, zwei Meteorologen und ein Ozeanograph während der ganzen Fahrt auf die Erfüllung ihrer umfangreichen Arbeitsprogramme bedacht. Die Lösung ihrer Aufgaben ist von größter Bedeutung für die Schiffahrt im allgemeinen und den Walfang im besonderen. Alle Expeditionsmitglieder aber haben sich als Kameraden auf vorgeschobenem Posten glänzend bewährt. Deutschland hat, das glauben wir sagen zu dürfen, mit der Arbeit der Deutschen Antarktischen Expedition 1938/39 in dem von ihr neu entdeckten Land durch exakteste und gründlichste wissenschaftliche Forschung einen wesentlichen Beitrag zur Entschleierung des letzten unbekannten Erdteiles geleistet.

Das Fährboot aus der Bronzezeit

Wiesbaden, im Nov. 1939. Bei Bauarbeiten am Main in der Nähe des zwischen Frankfurt und Wiesbaden gelegenen Ortes Eddersheim förderte dieser Tage der Bagger einen Baumstamm aus dem Flußbett, der jedoch zum Erstaunen der Männer sich als ein primitives Boot herausstellte, so daß man gut tat, von dem Fund sofort das Wiesbadener Landesmuseum zu verständigen. Dieses stellte fest, daß es sich hier um einen Einbaum handelt, wie er von unseren frühesten Vorfahren verwendet worden war und heute noch bei verschiedenen Naturvölkern im Gebrauch ist. Es ist deutlich zu erkennen, daß der Bootskörper mit Feuer ausgehöhlt und dann mit Metallwerkzeugen [illegible] wurde. Daraus geht hervor, daß der Fund aus einer Zeit stammt, da man bereits Werkzeuge aus Eisen kannte. Der Eddersheimer Einbaum ist viereinhalb Meter lang und lag etwa drei Meter unter der Sohle des Flußbettes in einer festgelagerten Kiesschicht, die das Holz gut konservierte. Er mag etwa 2000 Jahre in der Erde gesteckt und einmal als Fährboot auf dem damals noch sehr breiten Main gedient haben.

Für unsere kleinen Leser

„. . und viele Grüße von Hans"

Das war wahrhaftig ein schwerer Abschied, als Hans, der treue Arbeitskamerad, vom Hofe geholt wurde, um fortan an der Ostfront Verwendung zu finden. Leni kamen die Tränen, sie lehnte ihre Wange an des Pferdes warmen Hals und flüsterte „Komm heil wieder, Hans!" Und als ob Hans ihre Worte verstanden hätte, wandte er den Kopf nach dem kleinen Mädchen hin und ließ sich dann willig abführen. Jedem auf dem Hofe fehlte das Pferd! Der Bauer, um sein wahres Gefühl zu verbergen, schalt Leni, daß sie immer wieder in den leeren Stall lief und voller Betrübnis vor der leeren Futterkrippe stand.

„Vielleicht trifft Josef unsern Hans?" fragte sie den alten Knecht, der den Stall säuberte, aber der Knecht meinte, das könne kaum geschehen, denn Josef sei doch ein Infanterist, während Hans gewiß bei der Artillerie oder beim Fuhrpark gebraucht würde. Genau wisse er das nicht, denn in seiner Jugend, als er beim Militär gedient habe, sei halt manches anders gewesen wie eben jetzt, wo man Bomber- und Jagd- und Sturzkampfflieger einsetzte, die Flak so gut schieße, daß sie bald jedes Flugzeug herunterhole, und wo die Tanks über Stock und Stein rollten. Ja, Nepomuk, der Altknecht, wurde nun schon an die sechzig Jahre, den Weltkrieg hatte er nicht mitgemacht, weil er seit einem Unfall den einen Fuß nachzog. Den Vater mochte Leni fragen, der wollte an Hans nicht gern erinnert sein. Und die Mutter? Nun, die Mutter hatte jetzt im Herbst, wo die große Wäsche gewaschen werden mußte, ganz andere Dinge zu bedenken, als der wißbegierigen Leni Antwort und Rede zu stehen. So mußte sich diese schon an den alten Nepomuk halten.

Mit Nepomuk konnte man alles besprechen. Leni hatte vor ihm keine Geheimnisse, und so vertraute sie ihm auch an, daß sie Hans ein Brieflein unter das Zaumzeug geschoben habe. „Wenn's ein Soldat entdeckt, glaubst du, er schreibt mir einmal?" Ueber diese Möglichkeit läßt sich bald einen ganzen Nachmittag miteinander reden. „Es ist nicht von der Hand zu weisen", sagte Nepomuk und stopfte bedächtig seine Pfeife, denn die Arbeit im Stall war geschafft, und Leni wiederholte hoffnungsfroh „es ist nicht von der Hand zu weisen!"

Wenn sie in den folgenden Tagen aus der Schule kam, fragte sie, ob der Postbote nichts gebracht habe, bis der Knecht sie belehrte, daß Hans ja noch garnicht an Ort und Stelle sei! „Mit Extrazug wird er deinetwegen nicht an die Front befördert!" Und Leni beschied sich, wenn auch schweren Herzens.

Ihr Fragen war der Mutter aufgefallen, sie fragte den Vater abends, als Leni gute Nacht gesagt hatte: „Weshalb mag Leni nur immer auf Post warten? Jeden Mittag, sobald sie in die Stube tritt, schaut sie auf die Kommode, wo sonst immer die Briefe von unserem Josef liegen. Ob sie von ihm etwas hören will? Der Bauer vermochte ihr natürlich keine Auskunft zu geben, er hielt auch Lenis Interesse für nebensächlich.

Hans war nun Militärpferd, mit vielen Artgenossen wurde er für tauglich erklärt und nach Polen geschickt. Ein fröhlicher junger Soldat betreute ihn und freundete sich mit dem Braunen bald an. Eines Tages, als Peter Welter, so hieß der Soldat, sich an Hansens Zaumzeug zu schaffen machte, fiel ihm Lenis Brief in die Hand. Er entfaltete ihn und las:

Lieber Soldat! Ich weiß nicht, wie Du heißt, aber sicher hast Du Pferde gern, sonst wären Dir keine Pferde anvertraut worden. Wir haben unsern Hans, das ist der Name von dem Pferde, das diesen Brief trägt, nur sehr schwer hergegeben, denn wir haben es als kleines Fohlen gekauft. Sei gut zu Hans, er ist treu und anhänglich, gib ihm doch bitte ein Stückchen Zucker, er frißt ihn so gern. Schreibe doch auch einmal, wie es Euch beiden geht. Hoffentlich ist der Krieg bald aus, dann bringst Du uns unsern Hans zurück! Darauf freut sich schon

Deine Leni Feldmüller!

Und weil die Adresse angegeben und der Brief so fein säuberlich geschrieben war, ohne orthographische Fehler, so setzte Peter Welter in einer stillen Stunde sich hin und schrieb Leni eine Antwort. Das heißt, so bald hatte er keine Zeit, denn wir wissen ja alle, was für große Leistungen unsere Soldaten in Polen vollbrachten, und wie sie dem fliehenden Feinde immer auf den Fersen blieben, um ihm keine Zeit zu lassen, sich zu sammeln. Da mußte auch Peter Welter immer vorwärts, und Hans hielt wacker durch. Er scheute nicht, wenn die Kugeln pfiffen und die Geschütze dröhnten. Und dann kam der Augenblick, wo die beiden tapferen und unzertrennlichen Kriegskameraden rasten durften. Das war für Peter die Gelegenheit, einige Briefe zu schreiben. Der erste ging natürlich nach Hause, nach seiner Mutter. Der zweite an seinen Freund Johannes, der noch in der Heimat bei einer Tanktruppe ausgebildet wurde. Der dritte endlich sollte für Leni bestimmt sein, aber da rief ihn ein Kamerad, ihm zu zeigen, was die Feldpost gebracht hatte. Es war ein Fotoapparat. „Du könntest meinen Hans fotografieren", bat Peter den Kameraden Alois Munk, „damit Leni sieht, es geht Peter gut!"

„Mach' ich sofort!" sagte Alois und wollte schon einstellen, aber er knipste doch nicht. „So ist das nichts, du mußt dabei sein. Schließlich will Leni auch wissen, wie der Soldat aussieht, der ihren Hans betreut."

Nun wurde probiert. „Bitte, recht freundlich!" rief Alois, und weil er so drollig dabei aussah, mußte Peter lachen. So dauerte es eine geraume Zeit, bis die Aufnahme, von der Alois behauptete, daß sie „pikfein" würde, zustande kam.

Als sie wenige Tage in einem polnischen Städtchen in Ruhestellung waren, ließ Alois die Aufnahmen (er hatte vorsichtshalber mehrere gemacht!) entwickeln. Und wirklich, eine davon war gelungen. „Da!" Alois hielt Peter das Bild hin, „das kannst du Leni schicken! Ich will aber erfahren, was sie geschrieben hat!"

Am Abend, beim flackernden Licht einer Kerze, schrieb Peter einen Brief an Leni und legte das Bild bei, gab ihn der Feldpost und ging vorerst einmal schlafen. Na, Leni würde Augen machen, wenn sie den Feldpostbrief erhielt!

Und Leni machte Augen! Als sie nämlich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sagte die Mutter eines Mittags so ganz beiläufig: „Leni, du hast einen Feldpostbrief bekommen! Von Josef ist er aber nicht! Ja, mit wem schreibst du denn eigentlich?"

Und da war es das erste Mal, daß Leni der Mutter keine Antwort gab, sondern in die Wohnstube rannte, den Brief von der Kommode nahm, ihn mit der Schere aufschnitt und mit einem Jubelschrei zur Mutter lief: „Mutter, da, unser Hans! Und das neben ihm ist sein Soldat!"

Das war eine Freude! Beim Mittagessen war von nichts anderem die Rede als von dem Bilde. „Das darfst du in einen Rahmen stecken und über die Kommode hängen", erlaubte Mutter, und der alte Nepomuk sagte, indem er wohlgefällig den schmucken Soldaten betrachtete: „Der Peter Welter ist ein Hauptkerl, Hans hat es schon gut bei ihm", und wehmütig setzte er hinzu: „Ja, da möcht' man auch dabei sein!"

Immer wieder las Leni den Brief, darin stand: „Liebe Leni!

Deinen Brief habe ich gefunden! Dem Hans geht es gut, wir haben schon manches Kriegserlebnis miteinander gehabt! Hans hält sich wacker, er ist ein prima Soldatenpferd! Und damit Du siehst, daß es ihm an nichts fehlt, habe ich mich mit ihm fotografieren lassen! Nach Hause können wir leider noch nicht kommen, es gibt hier draußen noch einiges zu tun für uns beide! Du mußt nur nicht ungeduldig werden, wir schaffen es schon! Für heute grüßen Dich und Deine Angehörigen Dein Soldat Peter Welter und Hans!"

Leni hat dann gleich ein Feldpostpäckchen zurechtgemacht und sich für das schöne Bild, das allen so viele Freude gemacht hat, herzlich bedankt. Ein paar Stückchen Zucker legte sie dazu, als Gruß aus der Heimat für Hans. Und ein bißchen geweint hat Leni dabei, es hat aber niemand gesehen. Das Paketchen brachte sie selbst zur Post. Nun wartet sie wieder auf Antwort. Die muß ja bald kommen! Vielleicht auch sagt Peter Welter eines Tages Leni guten Tag, denn man hört davon, daß so viele Soldaten jetzt auf Urlaub kommen!

—nn.

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

5. Fortsetzung

„Nun sag' mal, lieber Peter, wie lange liebst Du nun eigentlich schon diese Käthe?" fragte da plötzlich Pfeil, als ob er über etwas ganz Alltägliches sprechen würde.

Peter Stohansl war einfach starr und sah in diesem Augenblick recht wenig intelligent aus. War sein Freund ein Gedankenleser? Da trafen sich im Rückspiegel ihre Blicke und beide lachten.

„Also so lange schon, mein armer Peter, warum hast du es ihr nicht schon längst gesagt?"

„Gott, ich weiß net, sie ist immer so ernst, hat so große Augen, schleppt dicke Bücher mit sich herum, dann bin ich ja leider Gottes der Aufnahmeleiter und will sie nicht ins Gerede bringen. Sie ist ja überhaupt so anders, ehrlich gestanden, i hab mich . . ."

„. . . nicht getraut! Dabei bist du doch sonst nicht gerade schüchtern, brüllst doch weiß Gott im Atelier mit den andern laut genug herum."

„Ja, mit den andern, das ist auch ka' Kunststück . . . und dann, die Käthe . . . i weiß ja gar net, ob sie mich überhaupt mag . . ."

„Dabei kennst du sie doch schon lange?" fragte Pfeil.

„Natürlich, seitdem sie auf der Welt is", beteuerte Stohansl überschwänglich, „das heißt nämlich, so ist mir . . . eigentlich aber, seitdem sie bei uns im Atelier ist, nach immerhin volle zwei Jahre!"

Stohansl hatte gar nicht bemerkt, daß sie schon längst in der Stadt waren und Pfeil jetzt vor einem großen Delikatessengeschäft abstoppte:

„Da, dann mußt du doch auch ganz genau wissen, was sie besonders gern ißt?"

Stohansl wurde recht verlegen.

„In der Kantine hat sie immer Würschtl mit Kartoffelsalat gegessen."

„Na und heute, was würdest du ihr zum Verlobungsessen bestellen?"

„Verlobungsessen?! . . . Jessas, wie willst denn das machen?!

„Na, das werden wir schon sehen."

Stohansl sah ihn fassungslos an.

„Sag amal, Pfeil, machst du nur Spaß?"

„Du wirst ja gleich sehen . . ." Pfeil drängte ihn in den Laden und bestellte:

„Gänseleberpastete, Hummermayonnaise, eine gebratene Poularde — nein, Fräulein, lieber zwei, gemischte Salate, und dort, die große Schokoladentorte, Ananas, Käsestangen. So, den Sekt habe ich zu Haus."

Stohansl stand ganz betreten daneben.

„Na wann sie mich aber doch net mag?" fragte er seinen Freund, als sie wieder im Wagen saßen.

„Himmel Herrgott!" Pfeil schlug ihn auf den Schenkel: „Sie mag dich!"

Und als dann später Käthe dicht neben Peter im Wagen saß, er ihr in die glücklichen Augen blickte, die Wärme ihres jungen Körpers spürte, war auch Peter Stohansl seiner Sache ganz sicher.

„Ja, sie mag mich! . . ."

*

Irgendwo außerhalb der Stadt war ein Gewitter niedergegangen, am Horizont zuckte noch immer das Wetterleuchten, und ein warmer, dichter Frühlingsregen strömte aus tiefhängenden Wolken herab.

Das Schlagwerk der Grunewaldkirche schlug an. Peter Stohansl blieb stehen und lauschte den Schlägen. Drei Uhr schon? Bevor er nach Hause kam, war es beinahe vier und um acht mußte er spätestens im Atelier sein, also im besten Fall noch drei Stunden Schlaf. Ja, nur drei Stunden . . . wenn er überhaupt schlafen konnte.

Daß er schon bis auf die Haut naß war, fühlte er gar nicht. Er dachte nur immer: eigentlich komisch, was wir Menschen innerhalb weniger Stunden alles erleben können. Noch um Mitternacht war er einer der Glücklichsten auf dieser Erde gewesen, denn um Mitternacht hatte Freund Pfeil sein Glas auf Käthe und ihn erhoben:

„Kinder ich freue mich, freue mich von ganzem Herzen, und das Hochzeitsessen findet wieder bei mir statt."

Jetzt, während Peter Stohansl im strömenden Regen, in Sinnen versunken vor der Grunewaldkirche stand, glaubte er sich ganz genau daran zu erinnern. Schon bei diesen Worten war Käthe blaß geworden, drängte auch plötzlich zum Aufbruch, und über ihr noch eben glückstrahlendes Gesicht war ein Schatten geflogen. Pfeil hatte sie beide dann durch den Garten begleitet, die Gittertür hinter ihnen geschlossen, noch gewinkt und Scherzworte nachgerufen.

Ja, vor diesen drei Stunden war eben alles ganz anders gewesen. Da hatte es auch noch nicht geregnet, da blinkten die Sterne, da stand ein silberner Mond am wolkenlosen Himmel, und er war mit Käthe, Arm in Arm, Schulter an Schulter geschmiegt, durch verschwiegen träumende Anlagen am Wasser entlang gegangen.

Kaum ein Wort sprachen sie miteinander und er glaubte, daß sie auch dieselben Gedanken dachten, nämlich . . . wie es erst sein würde, wenn sie bald, sehr bald schon, auch so ein kleines Häuschen zusammen bewohnen würden. Da nahm er sie in die Arme . . . sie küßten sich . . . er blickte in ihre großen, ernsten Augen und konnte sein Glück kaum fassen:

„Nicht wahr, Kätherl, wir werden nicht lange warten, schon in ein paar Wochen . . ." Sie schmiegte sich nur noch enger an ihn, und dann kam nach einer langen Pause ihre vollkommen unbegreifliche Antwort:

„Peter, es geht nicht, du mußt mir Bedenkzeit lassen."

Es geht nicht? Bedenkzeit? Diese Worte, die er noch immer hörte und noch immer nicht verstand.

Als er sie im ersten Schreck losließ, umarmte sie ihn, küßte sie ihn und stammelte ganz nah an seinem Ohr:

„Ich lieb dich! . . . nur dich! . . . Ich habe noch nie einen anderen geliebt, ich liebte dich schon, als ich dich zum erstenmal sah und dein „Grüß Gott, Kätherl" hörte, und trotzdem, Peter, es geht nicht."

Und trotzdem . . . es geht nicht . . . und Bedenkzeit? Eben hatte er sie doch noch in den Armen gehalten und ihren Worten gelauscht: Ich lieb dich. Das war doch Irrsinn . . . Da war er auf die tollsten Gedanken gekommen . . . vielleicht war sie schon einmal verheiratet gewesen, vielleicht hatte sie ein Kind, vielleicht befand sie sich in den Händen irgendeines Erpressers? Er stieß dies alles auch in wirren Worten heraus . . .

Käthe aber blickte ihn flehentlich an, nahm seine beiden Hände und schwor ihm:

„Ich war niemals verheiratet, ich war überhaupt noch nie in meinem Leben mit einem Mann zusammen, aber ich . . ., wenn du mich wirklich lieb hast, frag mich nicht weiter! Es ist etwas in meinem Leben, ich kann es dir noch nicht sagen . . ., bitte, Peter, laß mir Zeit, ich hätte gleich, ich hätte schon bei Pfeil heute abend . . . aber ich schämte mich, und ich war auch zu glücklich . . . verzeih mir und bleibe mein Freund, denn ich bin sehr einsam."

Da zog dann irgendwo in weiter Ferne das Gewitter auf, und es begann zu regnen. Er mußte sie endlich nach Hause, in die Gervinusstraße, bringen, wo sie ihn noch vor wenigen Stunden glücklich und strahlend erwartet hatte.

Sie sprachen jetzt nicht mehr viel, denn ihm war die Kehle wie zugeschnürt, und er war vollkommen ratlos. Sie drückte nur hie und da seinen Arm, und manchmal sah er sie verstohlen von der Seite an. Im Scheine der Straßenlaternen sah er ihr klares Profil, sah aber auch, daß sie sehr blaß war, ihre Lippen sich fest aufeinanderpreßten und ein müder Zug von Entsagung um ihren Mund lag. Keine Träne, kein Schluchzen, und ihm wäre das doch so viel lieber gewesen, als diese stolze Verschlossenheit, die ihm unverständlich war:

„Schau, Kätherl, du kannst mir doch alles sagen, es gibt nichts, was ich nicht verstehen kann, du mußt doch Vertrauen haben."

Sie standen jetzt vor ihrer Haustür, und er sah die Ratlosigkeit in ihren Augen:

„Ja, Peter, ich weiß . . . aber trotzdem . . . ich kann 'nicht! . . . Noch nicht . . . vielleicht später."

Zum Abschied küßte sie ihn noch einmal lang und innig.

Dann stand Peter Stohansl allein auf der menschenleeren Straße. Die Lokomotive eines Fernzuges der nahen Bahn stieß zischend weißen Dampf aus, und der Lautsprecher des Bahnhofes rief dröhnend irgendwelche fernen Stationen, so daß Peter zusammenschrak. — Ach, jetzt einen dieser Züge besteigen können, um in die dunkle Nacht zu rasen, irgendwohin, im Ungewissen unterzutauchen! Aber auch dies konnte ihm nicht helfen, denn seine quälenden Gedanken, seinen Schmerz und seinen Kummer nahm er ja mit sich.

Mit leerem Kopf und müden Beinen taumelte er weiter. Wohin? Er wußte es nicht, bis er sich jetzt hier im strömenden Regen vor der Grunewaldkirche wiederfand.

Jetzt fröstelte ihn plötzlich in seinen nassen Kleidern. Eine leere Taxe fuhr gerade vorüber, der er winkte.

Wie ein Mühlrad kreisten in seinem Kopf immer wieder dieselben Gedanken . . . sie kann nicht . . . sie kann nicht . . . aber warum dann überhaupt Bedenkzeit? . . . Als er endlich im Bett lag, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und im Dunkeln gegen die Zimmerdecke starrte, bis die Augen tränten, fragte er sich von neuem: warum nicht? Es war so etwas in ihrem Leben — vielleicht hatte sie darum diese zu ernsten Augen, es war so etwas in ihrem Leben, dessen sie sich schämte oder schämen mußte? Dies war doch Wahnsinn! . . . Dies war doch vollkommen unmöglich bei diesem reinen und klaren Mädchen! . . . Was, um Gottes willen, sollte es in ihrem jungen Leben geben?

Darüber grübelte er verzweifelt und vergeblich, bis er dann endlich doch für ganz kurze Zeit einschlief.

*

In Mariettas Villa brannte in dieser Nacht in ihrem Schlafzimmer noch lange das Licht. Sonst, wenn sie nach der anstrengenden Atelierarbeit manchmal auch sehr spät nach Hause kam und gleich zu Bett ging, legte sie sich sofort auf die Seite, führte noch schnell das gewohnte kurze Gespräch mit dem lieben Gott, was sie sogar vor Pfeil geheim hielt und das ungefähr ähnlich lautete, wie wenn kleine Kinder dem Weihnachtsmann gläubig ihre unzähligen Wünsche erzählen, dachte an den Raubritter und schlief auch schon ihren gesunden, traumlosen Schlaf.

Heute aber war es mit dem Nilpferd besonders spät geworden, und außerdem hatte sie auch etwas zu viel getrunken, war aber trotzdem in fröhlichster Laune. Vergeblich versuchte sie noch Pfeil anzurufen, um seine Stimme zu hören und ihm über den Abend zu berichten, aber der schlief schon und hatte das Telefon abgestellt.

So lag sie jetzt auf ihrem niedrigen, breiten Empirebett, auf das sie sehr stolz war. Sie dachte nach, das heißt, die Bilder dieses Abends zogen noch einmal an ihr vorüber.

Das Nilpferd war ja Gott sei Dank schon recht blau gewesen, so daß sie ziemlich leichtes Spiel mit ihm hatte. Aber dann, in dem Separee — Marietta schüttelte sich im Bett vor Lachen. Es war ja auch das Komischste, was sie bisher erlebt hatte. Als das Nilpferd nämlich ganz plötzlich ernsthaft zudringlich werden wollte, holte sie natürlich sofort aus und knallte ihm eine ganz gehörige Ohrfeige. Kaum aber war ihre Hand auf seiner schwammigen Backe gelandet, bereute sie diese Tat, denn im selben Moment sah sie den Dollarvertrag in weite Fernen entschwinden. Da aber geschah das vollkommen Unfaßliche! Marietta kicherte in sich hinein, denn es war wirklich zu toll und verrückt gewesen. Erst schwankte das Nilpferd auf seinen plumpen Beinen und starrte sie aus weitaufgerissenen Augen an. Dann aber sank er plötzlich in die Knie, wie ein Troubadour oder Minnesänger, aber im Smoking und von zwei Zentner Lebendgewicht, rutschte er vor ihr herum, ein Anblick für Götter, nur schade, daß man das nicht filmen konnte. Er ergriff ihre Hand, ausgerechnet die Hand, deren fünf Finger noch deutlich sichtbar in roten Striemen auf seiner Backe brannten, küßte sie und lallte:

„Marietta, verzeih mir, ich liebe dich, du bist eine Frau nach meinem Herzen. Du kannst von mir haben, was du willst" . . . oder so ähnlich! Es war einfach irrsinnig komisch gewesen. Zuerst hatte sie ihn überhaupt nicht verstanden, dann aber laut gelacht, daß einer eine Frau lieben kann, trotzdem sie ihm eine Backpfeife gegeben hat. Jeder andere, wenn er schon nicht zurückhaut, wäre zumindest schwer beleidigt gewesen. Das mit dem „haben können, was sie nur wollte", würde sie sich auch nicht zweimal sagen lassen. Am liebsten hätte sie sofort Papier, Tinte und Feder bestellt und einen Vertrag mit allen Schikanen nach ihrer eigenen Phantasie entworfen und denselben Vertrag auch für ihren Raubritter. Darüber war sie sich nämlich an diesem komischen Abend mit Mister Kean vollkommen klar geworden: allein, ohne Pfeil, ging sie nicht hinüber, denn ein Leben ohne ihn konnte sie sich nicht mehr denken. Das, was Pfeil dagegen einzuwenden hatte, war ja alles nur dummes Gefasel; er könne sich nicht mehr von der Heimat trennen . . . Blödsinn! Seine Heimat war sie, sie ganz allein . . . wenn sie ihn in die Arme nahm . . . ja, nur das war seine Heimat! Wenn sie zusammenwaren, war überall Heimat, und alles andere war blanker Unsinn. — So war es! Und Marietta löffelte sehr zufrieden und behaglich den Saft einer Grape fruit.

Natürlich mußte sie mit dem Nilpferd noch Komödie spielen, denn so blöd war selbst dieser trinkselige Dicke nicht, daß er ihr ausgerechnet den Geliebten für sein schweres Geld engagieren würde. Auch das hatte sie heute abend schon sehr raffiniert eingefädelt, das Märchen von Käthe nämlich, in die Pfeil angeblich sterblich verliebt sei. Der Amerikaner hatte darauf mißtönend gelacht und sie gefragt: „War das nicht die Große, Schlanke, die echte Tränen geweint hat? . . . Die kann was . . . und die steht also diesem Pfeil nahe . . . na, dann werde ich sie vielleicht engagieren . . . und außerdem . . ." hatte er noch sinnend gemeint, na und außerdem hatte er dann aber doch wieder ruhig weitergetrunken und sich ausgeschwiegen.

Das einzig Unsympathische war, daß sie dem Amerikaner ja doch noch allerhand Hoffnungen machen mußte . . .

Am liebsten hätte sie jetzt doch noch schnell ein Glas Sekt getrunken, das heißt zwei natürlich. Eins für sich selbst, das andere für Pfeil, um mit ihm auf die Zukunft anzustoßen, den Kopf an seine Brust zu betten und sofort selig und wunschlos einzuschlafen.

Es war doch wirklich wundervoll, auf dieser Welt zu leben, sich tief atmen zu fühlen, frisch, jung, stark und glücklich zu sein!

Marietta knautschte noch schnell ihr Kopfkissen zusammen, formte daraus ein Gebilde, das natürlich den Raubritter vorstellen sollte und das sie in die Arme nahm. Sie knipste das Licht aus und schlief in Gedanken an ihn ein, an die Stunden, wo er, der Strenge, Kühle, Beherrschte, neben ihr halb aufgerichtet auf dem Ellbogen gestützt lag und sie dann als ein ganz anderer still, versonnen, mit unendlich zärtlichen Blicken lange und schweigend ansah . . . so lange, bis ihr manchmal die Tränen kamen, von denen sie selbst kaum etwas wußte, Tränen eines unendlichen Glückes, eines Glückes, das nur wenigen bevorzugten Menschen vom Schicksal beschert wird.

Und so schlief Marietta auch jetzt nach diesem ereignisreichen Tag glücklich und lächelnd ein, als vor den Fenstern schon die ersten Vogelstimmen erschallten und der Osten sich langsam zu röten begann.

*

Seit dieser Nacht vom Montag auf Dienstag waren vier Tage vergangen. Die Direktoren der Gesellschaft hatten zwar mit dem zähen Amerikaner tagelang feilschen und handeln müssen, aber sie konnten zufrieden sein, denn heute endlich, an diesem Sonnabendmorgen, lagen die Verträge fertig vor, nur die Unterschriften fehlten noch.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen befanden sich während der viertägigen Anwesenheit des Amerikaner in fortgesetzter Hochspannung. Jeder und jede hofften noch immer bis zum letzten Augenblick, dem Mann durch irgendeinen Glücksumstand aufzufallen. Neid und Mißgunst wucherten, Ueberempfindlichkeit, Klatsch und Tratsch führten zu Krachs und waren plötzlich an der Tagesordnung. Vom Spielleiter bis zum letzten Arbeiter herab sah man deswegen der endlichen Abreise des Amerikaners mit Erleichterung entgegen.

Nur Marietta hätte restlos zufrieden und glücklich sein können, denn ihr Vertrag mit „allen Schikanen" wartete nur darauf, von ihr unterschrieben zu werden, aber trotzdem war sie es nicht, nein, ganz und gar nicht!

Sie hatte sich in diesen vier Tagen keine Ruhe gegönnt und immer wieder versucht, Mister Kean für Pfeil zu interessieren, aber leider ohne Erfolg. Der Amerikaner hatte es ja sehr leicht, er versteckte sich stets hinter der Gesellschaft, die Pfeil angeblich nicht freigeben wollte. Wenn dann Marietta die Direktoren bearbeitete, um Pfeil aus seinem Vertrag für Amerika doch frei zu bekommen, dann versteckten die sich wieder hinter Pfeil, der ja gar nicht wollte!

Und wenn Marietta Pfeil selbst anflehte: „Raubritter, überleg dir's!", so bekam sie immer wieder die gleiche Antwort:

„Ich habe mir doch gar nichts zu überlegen, denn erstens hat mich der Amerikaner noch nicht gefragt, und zweitens bin ich durch meinen Vertrag noch drei Jahre hier gebunden. Außerdem hasse ich die Jagd nach dem Dollar und will mich nicht an Händen und Füßen knebeln lassen und nach der Pfeife dieses unsympathischen Kerls tanzen."

Sie hatte ihm Szenen gemacht, gedroht, geweint, war beleidigt gewesen, aber nichts half, sie war um keinen Schritt weitergekommen, nur sehr nervös und elend geworden. Diese Komödie, die sie dem Amerikaner vorspielen mußte, mit der dauernden Angst, Pfeil zu verlieren, riß an ihren Nerven. Der Widerstreit zwischen Ehrgeiz und Liebe zermürbte sie. Sie wußte nicht, was sie noch tun sollte.

Und so kam der Sonnabend heran, der letzte Tag der Entscheidung, denn am Sonntagmorgen reiste Mister Kean unwiderruflich ab, er wurde schon dringend in Paris erwartet, und schon vier Wochen später sollte sie dann mit ihm zusammen die Ueberfahrt über das große Wasser antreten.

Nein! Marietta war trotz des Vertrages „mit allen Schikanen" nicht glücklich, ganz und gar nicht!

Und Willy von Pfeil? Er benahm sich wie immer außergewöhnlich, denn er schien nur erstaunt und belustigt über die allgemeine Erregung, die ihn in diesen Tagen umtobte.

(Fortsetzung folgt.)

MARYLAN Zahnpasta ist genau so beliebt und wirksam wie die übrigen kosmetischen Erzeugnisse des Marylan-Vertriebes.

Pflanzen wachsen aus Glas

Gemüse in der Retorte

Besuch im Institut für Gemüsebau

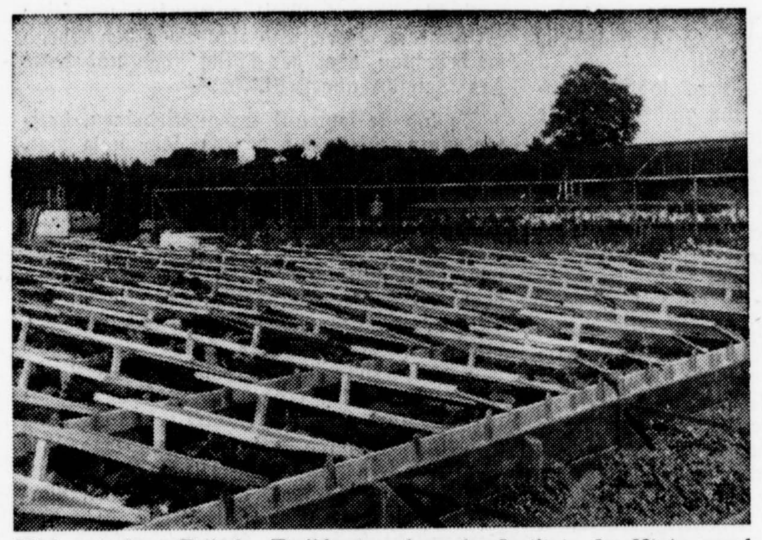
Kartoffeln, Gemüse und Obst, die wichtigsten Nahrungsmittel unseres täglichen Bedarfes, stehen für den Verbraucher in unbeschränkter Menge zur Verfügung. Insbesondere kommt dem Gemüse eine erhöhte Bedeutung zu, und unser Besuch im „Institut für Gemüsebau" soll dafür den praktischen Beweis erbringen.

„Ach was, bleibt mir weg mit Eurem Grünzeug. So ein richtiges Schnitzel ist mir lieber, da brauche ich kaum Kartoffeln dazu, viel weniger noch das gekochte Kaninchenfutter", so kann man noch heute manchen Mann reden hören, der sich einer wachsenden Beleibtheit erfreut und nacheinander mit hohen Arztkosten die verschiedenen Verkalkungskrankheiten auskurieren muß. Aus diesen Worten spricht die Anschauung unserer Großväter, die ihre Ernährung nur nach Kalorien bemaßen und deshalb dem Gemüse wenig Beachtung schenkten. Aber auch hier war uns der Weltkrieg ein großer Lehrmeister. Damals wurde es der Ernährungswissenschaft klar, daß der Mensch nicht nur eine möglichst brennstoffreiche Nahrung benötigt, sondern daß auch Ergänzungsstoffe, wie z. B. Vitamine und basische Mineralstoffe, zur Erhaltung unserer Gesundheit gebraucht werden.

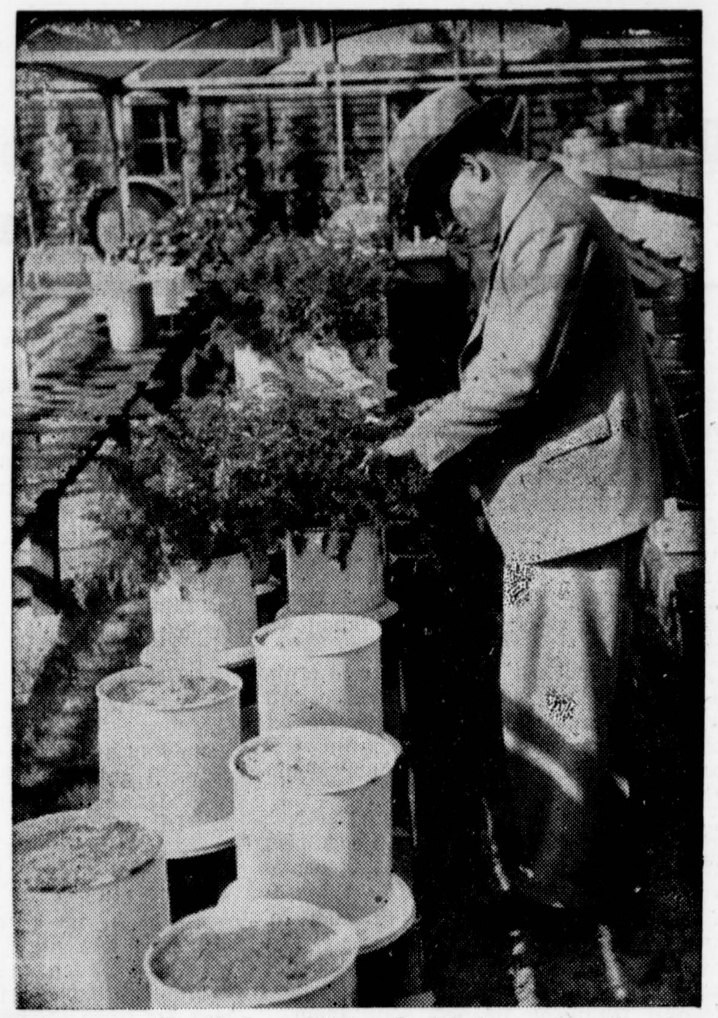
Hat Gemüse überhaupt Nährwert?

Diese Stoffe sind reichlich in unserem Gemüse enthalten, besonders hohe Vitaminwerte haben alle Kohlarten, insbesondere Rosen-, Grün- und Blumenkohl, Spinat, Möhren, Salat, Tomaten, Porree, Rettich usw. Um dem gerade in Kriegszeiten leicht auftretenden Vitaminmangel zu begegnen, dürfte deshalb ein höherer Gemüseverbrauch angebracht sein. Aber auch in Nährstoffen, wie Zucker und Stärke, sind unsere Knollen- und Wurzelgemüse — also die Kartoffel, Möhre, Kohlrübe, Rettich, Pastinake, Schwarzwurzel, ferner Porree und Zwiebel — besonders reich und deshalb als kalorisch wichtiges Gemüse anzusprechen.

Alle Fragen, die mit dem Nährstoff- und Gesundheitswert der Gemüse zusammenhängen, werden einer zielbewußten Forschungsarbeit unterworfen, um so die alten Vorurteile zu beseitigen und den heutigen Menschen in ihrer doch meist einseitigen Lebensweise zu einer gesunden Ernährung zu verhelfen, die nicht mehr in dicken Fettpolstern, sondern in einem leistungfähigen Organismus ihr Ziel sieht. Das „Institut für Gemüsebau" in Großbeeren bei Berlin eine Abteilung der Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau, Berlin-Dahlem, kommt dieser Aufgabe schon seit zwei Jahren nach und unternimmt auf großen Versuchsfeldern praktische Vergleiche, die sich auch mit der Art der zweckmäßigen Düngung, mit neuen Sortenzüchtungen sowie mit Spurenelements- und Standortsversuchen beschäftigen.



Blick auf einen Teil der Treibkastenanlage des Instituts. Im Hintergrund sieht man die Drahthalle, in der, vor Vogelfraß geschützt, die exakt wissenschaftlichen Versuche vorgenommen werden.



In einer gegen Vogelfraß geschützten Drahthalle werden die wissenschaftlich-exakten Versuche vorgenommen. In den im Vordergrund sichtbaren Mitcherlichgefäßen, die mit Glassand gefüllt sind, werden die Versuchspflanzen angesetzt.

Auf Versuchsfeldern und im Labor

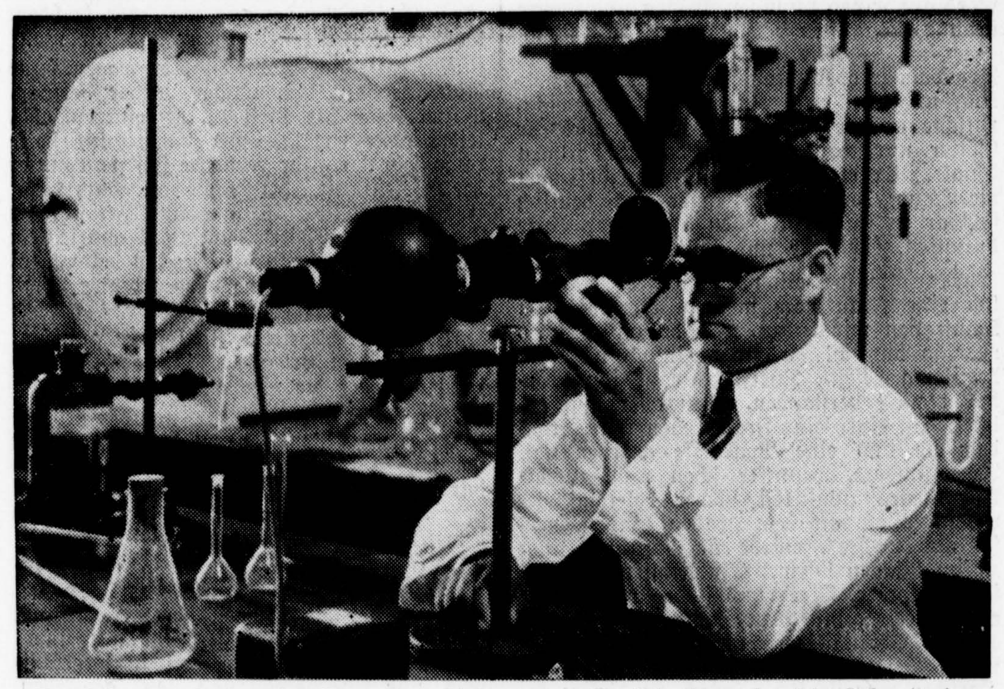
Wir treffen den Leiter des Instituts draußen im Gespräch mit seinen Gärtnern. Auf den Feldern arbeiten die Frauen, und nur an der Eigenart der Anlage, an der genauen Parzellierung und der Etikettierung erkennt man, daß es sich hier nicht um einen Gärtnerei-Großbetrieb sondern um wissenschaftliche Forschungsarbeit handelt. Um ein wirklich einwandfreies Ergebnis zu erhalten, ist eine mühselige Wiederholung der Versuche notwendig, damit alle zufälligen Beeinflussungen vermieden werden. Jeder wissenschaftliche Anbauversuch wird über eine Reihe von Jahren hinaus durchgeführt. Ferner legt man oft die gleichen Felder — also sagen wir mal Tomaten mit jeweils verschiedenen Düngemitteln — auf Sand- und Moorboden an, wobei vier bis sechs Reihen als Parallelen sich wiederholen, um nochmals alle möglichen Unterschiede auszuschalten. Die Wachstums- und Ernteergebnisse werden genauestens ermittelt und bieten dann ebenfalls einen Anhalt für die weitergehende Untersuchung im Laboratorium. Hier wird beispielsweise das verschieden gedüngte Gemüse auf seinen gesundheitlichen Wert untersucht. Dazu dienen Vitamin- (A und C) Untersuchungen, Ermittlungen des Gehalts an Mineralstoffen, an geschmackgebenden ätherischen Oelen, an kalorisch wichtigen Kohlehydraten und Eiweißstoffen.

Die nicht benötigten Ernteerträge werden verkauft, und zur Zeit läuft auch noch ein interessanter praktischer Ernährungsversuch. Eine größere Personenzahl gleichen Alters und gleicher Beschäftigung wird laufend mit Kartoffeln und Gemüse des Instituts versorgt und unter ärztliche Kontrolle gehalten. Die Hälfte der diesem Großversuch unterzogenen Menschen erhält Erzeugnisse, die nur mit Stallmist gedüngt sind, während die anderen die gleichen Produkte, aber von Parzellen mit Stallmist und zusätzlicher mineralischer Düngung erhalten. Letztere sind im Ertrage bedeutend höher. Bis jetzt hat sich daraus keine abträgliche gesundheitliche Beeinflussung durch zusätzliche mineralische Düngung nachweisen lassen.

In einem geräumigen Landhaus sind die Büros, Laboratorien und sonstigen Arbeitsräume des Instituts untergebracht. Eine Reihe von wissenschaftlichen Hilfsarbeitern ist hier damit beschäftigt, exakte Untersuchungen auf chemischem Wege anzustellen. Das Institut ist mit den modernsten Geräten ausgestattet, und so wird z. B. die Vitaminbestimmung an einem neuartigen Photometer vorgenommen.

Unter freiem Himmel steht ferner eine große Drahthalle, die zum Schutz gegen Vögel errichtet worden ist. Hier finden nochmals gleichartige Versuche mit denselben Pflanzen wie auf den Feldern, aber unter ganz exakten Bedingungen statt, nur daß man hier kleine Mengen davon in großen Töpfen, den sogenannten Mitcherlichgefäßen, anpflanzt. Als **Grundstoff** wird dazu **reiner Glassand** benutzt, der keinerlei Nährstoffe enthält. Es mutet fast wie ein Wunder an, wenn man aus diesen Töpfen dann richtige Pflanzen wachsen sieht, die natürlich nur durch die Beigabe von 1 Prozent Torfmull von Nährsalzen als chemisch reine Präparate in kleinsten Mengen und genau dosierten Wassergaben gedeihen können.

Hier ist der Idealzustand für den Wissenschaftler verwirklicht, daß seine Versuche von keinerlei Nebenwirkungen beeinflußt werden können, und so gehen durch die rastlose Arbeit der Wissenschaftler viele Probleme ihrer Lösung entgegen, die für die Ernährung unseres Volkes von größter Bedeutung sind.



Der Leiter des Instituts für Gemüsebau, Diplomgärtner Dr. Schuphan, nimmt im Laboratorium am Photometer eine Vitaminbestimmung vor. Fotos: Landw. Bilderdienst

Schonend

Professor Wüßtich bietet bei der Prüfung dem recht schwachen Kandidaten eine Zigarre an und fragt ihn dann beim Rauchen: „Nun, wie finden Sie denn die Zigarre?"

„Ausgezeichnet, Herr Professor", antwortet Kandidat Mieselwitz.

„Nun, sehen Sie, so eine erhalten Sie in einem halben Jahre wieder von mir, wenn Sie zum zweiten Male hierherkommen werden."

(Lustige Blätter.)

*

Unheilverkündend stürmte der Chef mit großen Schritten ins Kontor:

„Schulze", knurrt er den jüngsten Lehrling an, der zitternd an seinem Schreibtisch sitzt, „rauchen Sie etwa Zigaretten?"

„Ja, aber nur selten", stammelt der Lehrling.

„Dann geben Sie mir eine, ich habe nämlich meine zu Hause liegen lassen." (Koralle.)

Durchschaut

„Ah, Herr Duller, sagen Sie doch, wann kann ich mal wegen meiner Rechnung bei Ihnen vorsprechen?"

„Ja, am besten ist es, Sie schreiben vorher eine Karte!"

„Damit Sie bestimmt nicht im Hause sind, was?"

Ziel
bewußte Insertion belebt das Geschäft!

Auf jeden Waschtisch

ATA ist beim Händereinigen ein ganz ausgezeichnetes Mittel, Seife zu sparen!

Damenbart
Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäusch. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

„Hicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90 Apotheke Nieheim (Kreis Höxter)

Leiden Sie an einem Bruch? ... dann verlangen Sie kostenlos Näh. über meine Hella-Bandagen C. A. Steinberg Spezial-Bandagist Freiburg i. Br. 15

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum Erfolg!

Die Anzeige erschließt den Markt, sie fördert Nachfrage und Bedarf, ist daher im heutigen Wirtschaftsleben nicht mehr wegzudenken

Der fälschende Bleistift waffenscheinfrei. Selbstschutz, für Schreckschuß- und Tränengas-Patron. RM. 2,85 und Nachn. Bei Nichtgefallen zur. Unentbehrlich für Kassierer, Geldboten, Autofahrer u. viele andere, immer fertiger Abschuß W. GARNIER Hannover 60/2 Schließfach 220

Ehewillige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk kostenlos. Neuland-Brief-Bund Herne R Fach, 153

Wer an Rheuma, Gicht oder Ischias leidet, wolle sich an mich wenden, da ich ihm ein Mittel anbieten kann, bei dessen Anwendung er vielleicht, wie so viele andere auch, von seinen Schmerzen befreit wird. Meine Auskunft kostet u. verpflichtet zu nichts. Max Reissner Pharmazeutische Erzeugnisse Berlin-Charlottenburg 9 Reichsstraße 52a

Trinker Rauschvorbeugungs- u. Ernüchterungsmittel Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth Nürnberg S-7 4-6

Flechtenkranke
Mein Vater u. ungezählte Leidensgefährten wurden durch ein einfach anzuwendendes Mittel in kurzer Zeit von dieser häßl. oft jahrel. Krankheit befreit. Schreiben Sie mir, ich sende Ihnen gern kostenlos meine Aufklärungsschr. m. Dankschreiben von Geheilten. Das Mittel können Sie durch die Apotheke beziehen. Max Müller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden

Bei Fettleibigkeit und Verstopfung, Hämorrhoiden, unreiner Haut nimm das bewährte blut-, darm- und säftereinigende Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz. Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2.— für Sanatorien etc. Anstaltsp. 7.15 in allen Apotheken und Drogerien.

Erprobte Helfer im Dienst am Kunden sind gute Anzeigen

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 48 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 26. November 1939

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Stahlhelm

Von Killian Koll

Schwer zu sagen, ob alle den Sinn verstehen werden, da ich ihn selber erst ein Jahrzehnt später begriffen habe. Und ich weiß nicht, ob es eine Kriegsgeschichte ist.

Wir lagen im Frühsommer sechzehn im Waldlager von Azannes, das ist ein Stück vor Verdun. Die Straße, die neben dem Wald vorbeiführte, war in einen so jammervollen Zustand geraten, daß die Artillerie sich festfuhr. Da bekamen wir in Eile das Kommando, die Straße auszubessern, und karrten Schottersteine in die mit Regenwasser angefüllten Löcher. Stellen Sie sich eine unendliche Straße vor, mitten in dem vom Krieg ausgesogenen Land, dessen Felder hier in der Nähe der Front nicht mehr beackert wurden. Die Leute hatten Zeltbahnen umgehängt und trugen Helme wegen des Regens, denn die waren aus festem Leder und außen mit Lack überzogen.

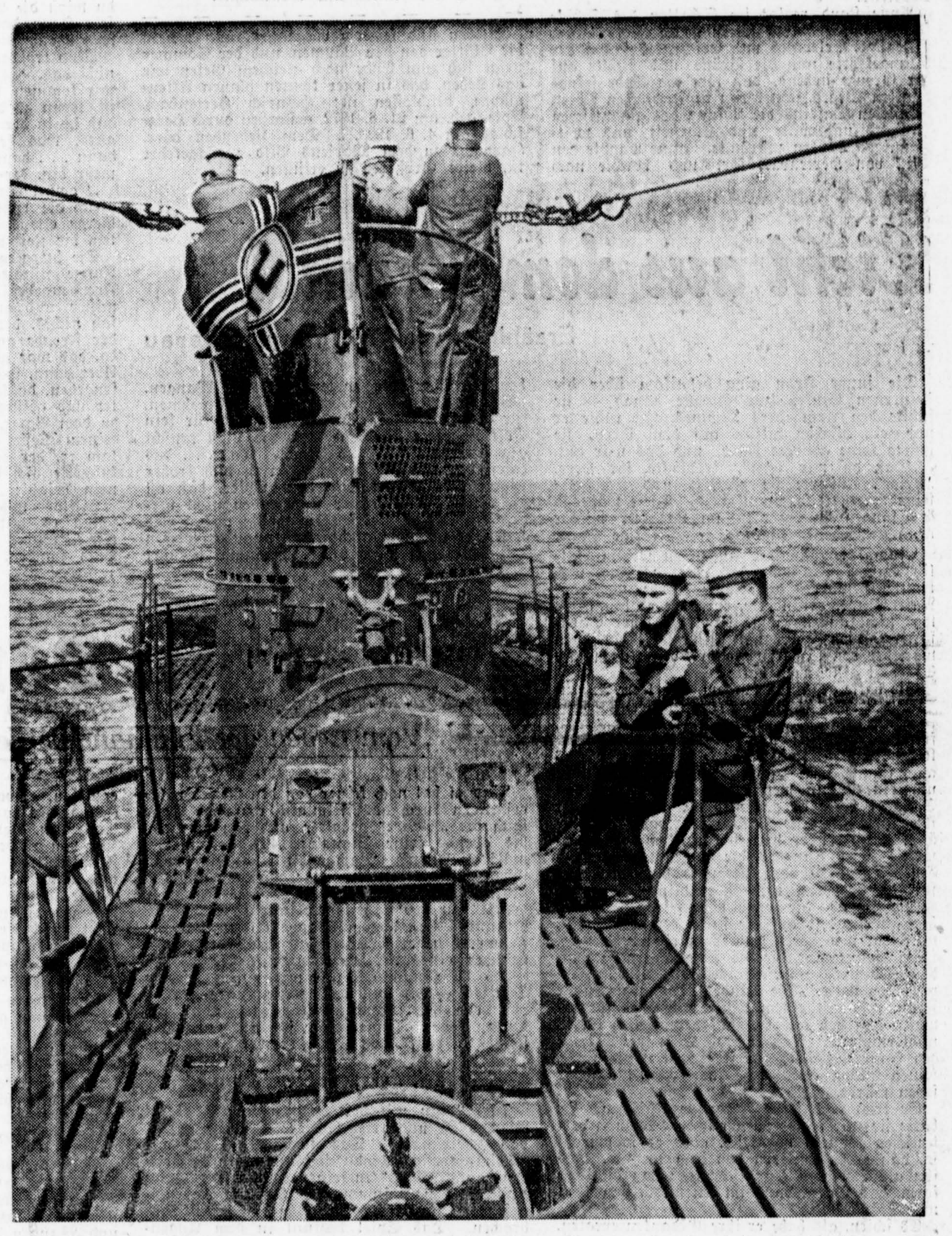
Da kam von fernher ein Trupp Soldaten aus dem Graben, müde, durchnäßt und lehmverschlammt, Sachsen, wie wir dann erfuhren, erst sah einer hin, dann alle. Waren das überhaupt Deutsche? Von unten bis hinauf an die Stirn sahen sie aus wie wir, auf dem Kopf trugen sie einen schwergeformten Ritterhelm, aus Eisen und von eisengrauer Farbe. So kamen sie näher, fremdartig und noch unvertraut . . .

Wenige Tage später bekamen wir selber eine Wagenladung dieser neuen Helme, und das Ungewohnte wurde von nüchternen Erwägungen zugedeckt: ein mordsschweres Ding, nicht gerade kugelsicher, aber gut gegen Prellschüsse. Wir machten Späße damit, alle Geräusche brachten unter diesem Helm einen eigentümlichen Widerhall hervor, man konnte ihn benutzen zum Wasserschleppen und Strümpfewaschen und sogar zum Kochen. Er besaß ans Wunderbare grenzende Eigenschaften: wir wurden davor gewarnt, diesen Helm zu erhitzen, dann verlor sein Chromnickelstahl alle Härte, ohne daß man äußerlich etwas davon merkte. Ich verliere mich, ich erzähle es schlecht, dies, mein tiefstes Erlebnis.

Wir gaben die alten Friedenshelme ab, die uns nie behagten mit ihren hohlen Blechspitzen, mit denen man überall anstieß und die meist abgebrochen waren — in den unsrigen hatte man sie durch einen stumpfen Buckel mit eingestanzten Luftlöchern ersetzt. Durch Zufall blieb einer von diesen Altertümern in einem Winkel der Baracken liegen, den nahmen wir bedächtig in die Hand und betrachteten, wie alles an ihm Dünkel war, Eigenbrötelei, Unzweckmäßigkeit und Blendwerk. Sein spiegelndes Leder war in Wirklichkeit ein Fiberstoff, die mutige Augenschiene ein papierdünner Blechstreifen, den man blankputzen sollte. Vor der Stirn gab es ein fürstliches Wappen, schnörkelreich in erhabener Bronze, aber in Wirklichkeit hohl und nur aus schlechtem Blech — und jedem deutschen Land klebten sie ein anderes Wappen auf, sie unterschieden Garde, Linie und technische Waffen.

Meine Leute begriffen oder fühlten, daß etwas Unausdenkbares geschehen war — ich, der Leutnant, eben erst achtzehn Jahre, konnte es ihnen nicht erklären, und keiner der großen Herren wußte es. Ja, soviel sahen wir, daß wir nun **alle das gleiche Zeichen** trugen, Mann und Offizier, und wenn es auch kein Kommandeur uns sagte: zum erstenmal in der Geschichte trugen alle Männer des Reiches mit unermeßnem Stolz dasselbe Zeichen — und jeder von uns fühlte dunkel, daß die Not groß war, die dies erreichte.

Aber nie sah ich diesen Helm ohne das Gefühl einer Verheißung!



Mit Stolz blickt Deutschland auf die Waffentaten seiner jungen U-Boot-Waffe

Nach anstrengendem Dienst während der Unterwasserfahrt genießt die freie Mannschaft nach dem Auftauchen die frische Seeluft und endlich — eine Zigarette. (Foto: Otto Gramkow — Bavaria)

Der Schlüssel von 112

Erzählung von Gerda Holt

„Hallo, Zentrale! Der Chef ist auf Werk 5, fragen Sie bitte dort nach, ob die Konferenz bereits beendet ist." Anne Heldt hängte ein und wandte sich um. „Und dann besorgen Sie bitte die Briefe zur Post, Hertenbach, und von dort gehen Sie zum Reisebüro, Herr Karnach muß in der Maschine morgen früh um sieben seinen üblichen Platz reserviert bekommen."

Werk 5 meldete sich am Apparat. Karnach sei bereits auf der Heimfahrt. Ob es Unstimmigkeiten gegeben habe, fragte Anne verwundert. Allerdings, die Versuche wegen des Typs MH seien fehlgeschlagen, und der Werksherr könne demnach das geplante neue Werk nicht in Angriff nehmen.

„Ist etwas, Fräulein Heldt?" fragte Hertenbach, der wartend an der Tür stand. „Das neue Werk bedeutete für Karnach die Krönung seiner Lebensarbeit."

„Die Pläne dort", er wies vor sie hin, „das ist MH, nicht wahr?" — „Diese Entwürfe sollten jedenfalls den Typ vorbereiten", sagte Anne und rollte die Pläne zusammen, „ebenso eigenartig wie der Entwurf ist auch die Bezeichnung MH, sie paßt gar nicht in unsere Kennreihe."

Hertenbach schwieg einen Augenblick und nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Unvermittelt sagte er dann: „MH heißt Marie Heye, der Mädchenname seiner verstorbenen Frau." Anne sah erstaunt auf, da machte er eine abwehrende Bewegung: „Verzeihen Sie, ich muß jetzt gehen, es wird sonst zu spät wegen der Lufthansa." Er nahm seine Sachen und ging.

Marie Heye! Nun war der Name wieder lebendig geworden. Gestern abend erst hatte Karnach ihr das Bild Mariens zusammen mit einem Bündel Briefe gegeben. „Ich wünsche, daß Sie beides zusammen vernichten, jawohl, Sie haben mich recht verstanden." Anne zog das Bild der jungen Frau aus dem Fach, wo sie es seit gestern aufbewahrt hatte. Solange sie denken konnte, hatte es drüben im Chefzimmer gehangen, und kein Tag war vergangen, ohne daß Karnachs Blick für einen Augenblick auf den Zügen der Verstorbenen gehaftet hätte. Nun, da Marie es zugelassen, daß der Plan, der ihren Namen trug, zum Scheitern verurteilt sein sollte, wollte Karnach sich gewaltsam von der Erinnerung lösen . . .

Auch Hertenbach hatte Marie gekannt. Anne dachte an den Tag zurück, als er im Sekretariat um eine Botenstelle vorgesprochen hatte, ein alternder, heimloser Mensch, der kaum Vertrauen einzuflößen vermochte. Er hatte eine Menge ausgezeichneter Zeugnisse vorgewiesen, die halbe Welt gesehen und jahrelang drüben in Amerika als Ingenieur gearbeitet, zwischen jeder Stellung lagen Schiffbrüche in endloser Zahl. Anne hatte Hertenbach für Ausgehdienste im Sekretariat angenommen, weil sie ihm helfen wollte, er enttäuschte sie auch nicht, er war gewissenhaft und zuverlässig, aber zu verschlossen. Vor Karnach hatte er eine unerklärliche Scheu.

Anne wollte das Sekretariat abschließen. Da bemerkte sie, daß der Sicherheitsschlüssel von seiner gewohnten Stelle verschwunden war. Jemand mußte ihn im Laufe des Nachmittags fortgenommen haben. Sie nahm verwirrt den Duplikatschlüssel aus dem Tresor, schloß ab und ging hinaus vor die Stadt über die Felder.

Von weither schlug es neun Uhr. Dort drüben der Turm gehörte zu Loßhof. Karnach wohnte dort. Auf Loßhof war auch Marie gestorben, die Karnachs Aufstieg nicht mehr hatte erleben dürfen. Anne ging die wenigen Schritte zum Verwalterhaus und läutete. Großberg kam herbeigestürzt. „Fräulein Heldt, Sie wollen zu Herrn Karnach?"

„Nein, ich kam hier vorbei, und da fiel mir ein, daß ich Sie etwas fragen könnte, Großberg. Erinnern Sie sich, daß Sie früher einmal den Namen Hertenbach gehört haben?"

„Hertenbach, den habe ich schon beinahe vierzig Jahre nicht mehr gehört. Der Heinrich Hertenbach, den ich kannte, war ein tüchtiger Kerl, der besser in die neue Zeit gepaßt hätte als in die unsere von damals, ewig den Kopf voll von Maschinen und Motorenkram, den außer Karnach niemand begriff. Unser Herr und er waren Freunde und bewarben sich beide um unsere verstorbene gnädige Frau, als sie noch ein junges Mädchen war. Aber mit dem Hertenbach war das so: er konnte nur arbeiten, wenn das Fräulein Marie ihn ermunterte und antrieb. Die Welt ist sonderbar, Fräulein Heldt, das Fräulein Marie hat schließlich Karnach geheiratet, der ein guter Haushalter war und dem Vater Heye oft aus der Not hat helfen müssen. Von da an ging es mit Hertenbach bergab. Haben Sie von ihm gehört?"

„Jemand erwähnte den Namen, und mich interessierte es", umging Anne die Antwort, „aber es ist fast dunkel, haben Sie vielen Dank, gute Nacht, Großberg."

Sie dachte: Ich habe den alten Mann belogen und hätte doch sagen müssen: Ja, er ist wiedergekommen zu Marie, er dachte wohl, auch die Verstorbene könne ihm helfen, ein Zufall hat ihn ihr Bild sehen lassen, und er hat auch sehen müssen, daß der große Karnach das Werk seines Lebens nicht hat vollenden kön-

nen ... Anne fiel ein, daß sie in der Verwirrung vergessen hatte, die Entwürfe in den Tresor zu legen.

Ein Gefühl, stärker als ihr Wille, führte sie ins Handelshaus zurück; sie schloß das große Portal auf und trat ein. Laute und Stimmen des vergangenen Tages, die nun zur Ruhe gekommen waren, schienen in den verlassenen Gängen wie ein geheimnisvolles Fluidum verblichen zu sein und rannen wie ein lautloser Strom um sie her. Das Zimmer 112 lag dem Garten zu, sie ging die Treppe hinauf und öffnete ein Fenster. Als sie hinausblickte, sah sie, daß in 112 alle Lampen brannten. Breit fiel die Lichtbahn auf die Gartenbäume. Jemand war gekommen, von einer höheren Idee besessen und verzehrt, die ihn nicht an das Licht denken ließ, das ihn verraten konnte. Anne stieg zum zweiten Stock hinauf. Ihre Tür war nur angelehnt, sie öffnete sie ein wenig. Aber den Hertenbach, der nun an ihrem Arbeitsplatz saß: das war ein anderer, Gestraffter, Unbeugsamer, der unter anderem Gesetz stand, zeichnete, rechnete, Kurven zog, Ziffern setzte, dort, wo die Lücken in den Plänen klafften. Vor ihm stand, gegen Bücher gelehnt, das Bild Mariens.

Anne stand reglos im Schatten des Schicksals, das sich dort drinnen erfüllte; denn um Eigenstes, Erlerntes und Erschautes schlug der Heimgekehrte nun die Brücke und fühlte auf der Grenze stehend, daß ihm am Ende seines dunklen Weges, seines von tausendfachen Nöten belasteten Daseins die Lösung des gigantischen Projekts naherückte und Klarheit und weiträumiges Denken zuströmte. Anne wandte den Blick von Hertenbach fort und horchte nach unten. Kam dort jemand, hatte noch ein anderer Karnachs schleppenden Schritt? Oder zwang wirklich die große schöpferische Stunde eines Menschen den anderen, der ihm schicksalhaft verbunden war, herbei?

Karnach kam wirklich. Anne trat in den Schatten zurück, sie hörte Karnach die Schlüssel zu seinen Räumen herausziehen, da bemerkte er das Licht in 112 und trat ein. Sie lauschte, niemand sprach. Es war jene Stille, da sich zwei Lebenswege überschnitten, an deren Kreuzpunkt schon einmal Marie gestanden. Sie näherte sich leise wieder der Tür. Heinrich Hertenbach arbeitete noch immer, aber Karnach stützte ihn, wie man einen Verlöschenden stützt, dem niemand mehr helfen kann und der doch noch auf kurze Zeit mit letztem Einsatz leben muß.

Stille ... Irgendwo rieselte es in der Wand wie Sand in ein Stundenglas. Ein Stift rollte zu Boden und blieb liegen. Die Stimme Karnachs: „Du hast es geschafft, Heinrich?" — „Ja, du kannst den neuen Typ ..." Hertenbach versuchte Karnach noch den Plan zuzuschieben, aber die Müdigkeit überkam ihn, er ließ den Kopf sinken und verstummte.

— — — — — — — —

Wochen sind seitdem vergangen, nun rieseln die Blätter von den Bäumen, und der Sommer neigt sich zum Ende nach gleichem Gesetz wie das Leben, das in jener kleinen blauen Aktenmappe beschlossen ist: Heinrich Hertenbach, Bote, geb. am 21. 8. 1872, gestorben durch Herzschlag am 4. 6. 193 .. Dem Lebenden aber, Karnach, zu dem Mariens Bild zurückgekehrt ist, bleibt Größeres zu erfüllen.

Licht aus dem Dunkel

Erzählung von Wolfgang Federau

Die junge Frau ging behutsam über die steinernen Stufen zur Straße hinab — sie fühlte den Arm ihres Mannes, fest ruhte er und ein bißchen hilflos auf dem ihren, sie spürte seine geliebte Nähe, und das war gut.

„Daß du nur lebst", frohlockte ihr Herz. „Erich", flüsterte sie zärtlich und streichelte seine Hand, leise, unauffällig. Diese während des langen Aufenthalts im Lazarett wieder weiß gewordene, schlanke, feingliedrige Hand.

Einmal hob sie ihre Augen zu seinem Antlitz empor. Es war das alte, geliebte, vertraute Gesicht — die kleine Narbe über der Nasenwurzel veränderte, entstellte es kaum. Es war nicht auszudenken, daß hier jener Eisensplitter, jener Granatsplitter eingedrungen war, der den Sehnerv zerstört, den Augen ihre Sehkraft genommen hatte.

Sie hatte geglaubt, vordem, daß leere Augenhöhlen sie erschrecken, oder daß gläserne, künstliche Augen diesem Gesicht einen anderen, fremden, vielleicht unheimlichen Ausdruck verleihen würden. Und sie hatte gedacht: „Wie es auch immer sei — ich werde ihn deshalb nicht um eine Spur weniger lieben." Aber das Schicksal hatte es gut mit ihr gemeint, hatte ihr diese äußerste Prüfung erspart. Unverändert, unzerstört war die vollkommene Harmonie dieses Antlitzes, die Augen waren gleich denen eines Sehenden, niemand, der den Mann sah, konnte vermuten, daß er blind sei.

Die Sonne, die prall vom blauen Himmel herniederstrahlte auf die stille, behütete Stadt, blendete; obwohl es doch schon eine herbstliche, späte Sonne war, die des Sommers hohe Zeit, des Sommers unbeschwerte Lust seit langem vergessen hatte. „Sie blendet", dachte die junge Frau, und mit einem Male wurde es ihr bewußt, daß der andere, ihr Mann, auch dieses nicht empfand. Daß er wohl die zarte Wärme des Himmelsgestirns auf seiner Haut verspürte, seinen Glanz aber nicht sah. Ihn nie mehr sehen würde.

Er trug noch seine feldgraue Uniform. Er hätte sie mit seiner bürgerlichen Kleidung vertauschen können, natürlich, aber es war wohl so, daß er sich ungern von dem trennte, was ihn als Soldaten kennzeichnete. Daß die Uniform, das Ordensband im Knopfloch ihm Halt und Stärke gab.

Es schien, als habe er ihre Gedanken erraten. „Eben noch", sagte er holpernd, zögernd, „bin ich Soldat, Janni. Aber das ist nun nicht mehr lange. Für mich ist der Krieg aus, dieser Krieg jedenfalls. Und nun beginnt ein anderer, einer, den ich ganz allein, ohne Kameraden, ausfechten und auskämpfen muß."

Ohne Kameraden? Dies Wort blieb in ihr haften, hakte, klammerte sich fest. Ein böses Wort. Es trieb ihr die Tränen in die Augen, ihr Blick verschleierte sich. Doch das durfte nicht sein, das am allerwenigsten, sie durfte nicht weinen, sie mußte gut und klar sehen, für zwei sehen fortan. Immerhin: ohne Kameraden?

„Hast du so wenig Vertrauen zu mir?" fragte sie leise, heiß. „Ich ... ich werde immer für dich da sein, das weißt du doch. Ich werde dir vorlesen, alles, was du willst, und nie ermatten darin, und ich werde schreiben, was du diktierst ... du weißt ja, daß ich gut stenographiere, daß die Schreibmaschine mir ein vertrautes Werkzeug ist. Du hast mich verwöhnt, all die Zeit, du hast aus meinen bescheidenen Fähigkeiten bislang keinen Nutzen ziehen wollen, hast das alles durch andere machen lassen. Aber jetzt dulde ich das nicht mehr. Jetzt werde ich deine geheime, deine allergeheimste Sekretärin sein, jeder kluge Gedanke, den du denkst, jedes tiefe Buch, das du schreibst, sie werden über mich den Weg in die Welt suchen und ... und finden. Oder ... oder hast du dir das anders gedacht?"

„Du bist sehr gut, Janni", erwiderte der Mann. „Ich habe das gewußt — wie sollte ich es nicht wissen, da ich dich doch so liebe? Und ich danke dir auch — ich werde dich beim Wort nehmen müssen, und du wirst allzu früh erfahren, was an Schwerem du auf dich genommen hast."

„Unsinn!" widersprach die Frau fast heftig, und nun rollten ihr die Tränen doch, ungehemmt, über die zarten, weichen Wangen. „Wer könnte wohl Schwereres auf sich nehmen, für die anderen, für die, die er liebt, für sein Volk und sein Land, als der das Licht tauscht gegen Dunkelheit und Nacht. Das ... das tatest du, und ich denke, es muß dich froher stimmen zu wissen, daß dein Opfer, daß all die vielen Opfer deiner Kameraden nicht vergeblich gewesen sind." Sie wollte noch vieles sagen, es gab so manches, das unausgesprochen zwischen ihnen stand und doch einmal berührt und geklärt und ganz zu Ende gesagt werden mußte. Aber dann schwieg sie — der Mann an ihrer Seite so sorglich, so behutsam geleitet, ging plötzlich langsamer, zögernder. Ja, schleppend ging er daher, und seine Nasenflügel bebten gleich denen eines witternden Tieres — so als spürte er bereits die Nähe seines Hauses, seiner Wohnung.

Mit einem Male blieb er ganz stehen.

„Ich habe Angst", sagte er, und die wenigen Worte erschreckten sie zutiefst. Sie klangen wie ein Hilferuf der gequälten Kreatur. „Angst?" fragte sie und rätselte verzweifelt an dem Sinn dieser Worte.

„Vor meinem Jungen", stammelte der Mann. „Wirklich — vor meinem Jungen. Du kannst nicht wissen, ich kann es dir nicht beschreiben, wie ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe, da ich ihn erstmals wieder würde umarmen. Und jetzt ... er wird vielleicht anfänglich nichts merken. Ich werde ihn nicht sehen können ..."

„Mußt du ihn denn sehen?" unterbrach ihn die Frau. „Aber Erich, trägst du ihn nicht völlig unverlierbar in deinem Herzen? Du wirst ihn sprechen hören und wirst ihn fühlen, du wirst die Wärme seines Atems spüren und sein Haar, das noch ganz so blond ist und so seidenweich wie eh und je, und ..."

„Und trotzdem", sagte der Mann. „Es ist ja nicht das. Es ist ... sieh, einmal wird er zu mir kommen, wie er immer zu mir gekommen ist, wenn es darauf ankam, und wird denken, daß ich in der Lage bin, ihn zu schirmen, gegen alles, was feindlich auf ihn eindringt und dann ... dann wird er erkennen, daß ich nicht mehr bin, der ich war. Davor habe ich Angst."

„Komm!" drängte die Frau. Sie fand nicht gleich die richtige Antwort, es war so schwer, hierzu etwas zu sagen ... man mußte warten, die Zeit würde alles leichter machen.

Sie betraten ihr Haus, ihre Wohnung. Der Junge stürzte dem Vater mit indianerhaftem Freudengeheul entgegen, es gab eine stürmische und aufgeregte Wiedersehensfeier. Er sah nichts, der Kleine, er merkte nichts über der Freude an dieser Stunde, sein Vati war da, das war genug, nun war alles wieder gut. Aber dann, spät schon und kurz vor dem Schlafengehen, da kam, was die junge Frau erwartet und gefürchtet hatte. Da kam der Kleine zu dem Vater, der so still und nachdenklich in seinem Sessel hockte, mit einem großen Buch kam er, der doch noch nicht lesen konnte, und kuschelte sich in den Schoß des Vaters, bat, nein, befahl: „Lies mir vor, Vati!"

Hilflos tastete der Mann nach dem Buch, schlug es mit zitternden Händen auf. Märchen? Sicher waren es Märchen, die in dem Buch standen. „Es war einmal", fing er an und schaute auf das Buch herab, das er nicht sehen konnte. Und er zögerte ein wenig, denn wie ging es nun wohl weiter? Aber plötzlich setzte er von neuem an: „Es war einmal ein junger König, der war blind. Blind sein, das ist sehr schwer, für den Blinden ist ringsum Nacht, keine Sonne leuchtet ihm mehr, kein Mohnfeld blüht ihm mehr blutrot. Der König saß in seinem goldenen Schlosse, vor dem Fenster seines Saales saß er und schaute in die Lande hinaus, die er doch nicht sehen konnte. Und ..."

Ja, so also fing der blinde Soldat an, und die Gedanken strömten ihm förmlich zu, er brauchte kaum nachzudenken, er erzählte von dem Mädchen, das den König liebte, das die Aermste der Armen war und doch reicher als der König, und wie dies Mädchen den jungen König auf die Augen küßte und er sehend wurde. „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch", sagte der Mann und klappte das Buch zu.

„Oh — das war fein!" stammelte der Junge andächtig. Und dann, nach einer kleinen Pause: „Viel schöner, als die gedruckten Märchen hier in dem Buch."

Der Vater erschrak. „Aber ich habe doch ..." stammelte er.

„Ich habe gesehen, daß du nicht gelesen hast", triumphierte der Junge. „Du hast ja die Seiten gar nicht umgeschlagen. Jetzt mußt du mir jeden Abend eine Geschichte erzählen, ja?"

Oh, wie gern ihm dies versprochen wurde! Wie artig er sich zu Bett bringen ließ!

Später, als des Knaben Atemzüge schon leicht und regelmäßig durch den Raum webten, kam die junge Frau zurück in das Zimmer, wo ihr Mann noch immer reglos und stumm saß und in das ihn umgebende Dunkel starrte.

„Nun ...", fragte sie leise, lächelnd, „hast du immer noch Angst, Angst vor deinem Jungen?"

„Nein", sagte er endlich. „Ich bin sehr glücklich."

Wissen Sie schon ...?

Um eine Billion zu zählen, hätte man bei täglich 10 Stunden Arbeitszeit mit einer Leistung von 300 Zahlen in der Minute bis zum Jahre 17 158 zu tun.

*

Als selbständiges Metall wurde das Platin erst im Jahre 1750 erkannt, vorher hielt man es für minderwertiges Silber.

*

Die Katakomben Roms haben eine Gesamtausdehnung von 800 Kilometern.

Arbeit in der Traumfabrik

Vom Leben der Filmhandwerker

Warum hat noch keiner von den Reiseberichterstattern durch das Filmland ein paar Tage lang die „Klappe" gehalten und von morgens bis abends seine Signale: „423, das viertemal!" gerufen? Warum ist noch keiner von ihnen auf die Ateliergerüste gestiegen und hat sich mit dem Rufe: „Dort noch 'nen Fuffziger druff!" zu der Arbeitsgemeinschaft Beleuchter bekannt? Von diesem Standort kann man die Filmwelt besser schildern als nach den Blitzbesuchen eines Ateliernachmittages.

Ich habe mich deshalb mit einem leichten Seufzer — ich will das gerne zugestehen — von den Filmprominenten abgewandt. Ich bin zu denen gegangen, die sich nur ganz verstohlen in die grellen Scheinwerferkreise wagen.

Der mit der „großen Klappe"

Der Mann mit der „großen Klappe" heißt Richard J. und tritt vor die Kamera. „427, das zweitemal!" Das schwarze Brett, mit geheimnisvollen Produktionsnummern beschrieben, macht „klapp" in seiner Hand. Der Bann zwischen dynamosummender Kamera und angespannt lauernder Darstellergruppe ist gebrochen. Das Spiel beginnt in dem Augenblick, in dem der Klappermann aus dem Schußfeld der Kamera herausgeglitten ist. Richard J. ist der treue Verwalter dieses Satzes: „427, das zweitemal!", der in schneller Aufeinanderfolge jede zu drehende Einstellung einleitet. Er ist der meistgefilmte Mann jedes Filmes, den er zum „Klappen" bringt.

Ein Film hat etwa 800 bis 1200 Einstellungen, jede Einstellung beginnt der Klappenmann mit der ihm eigenen knappen Einleitung, die laut Drehbuch die Einstellung numeriert: die Nummer der Einstellung — zum wievielten Male — und schon knallt seine Klappe hölzern zu. Die Szene nimmt, tonlich und bildlich für die Kopieranstalt gekennzeichnet, ihren Lauf.

Der Mann mit der „großen Klappe" wird aber einer der stillsten, wenn man ihn bittet, über sich selbst Auskunft zu geben. In der Mittagspause haben wir ihn bei der zweiten Molle doch so weit, daß er uns einiges erzählt. Seit es den Tonfilm gibt, besser, seit die Klappenmänner gebraucht werden, steigt Richard J. von einem Film in den anderen. An jedem Morgen, den der liebe Gott der Filmstadt werden läßt, fährt er morgens ein halb acht Uhr mit seinem Fahrrad an dem Portierhäuschen vorbei und wandert dann den Tonhallen zu, braucht seine Rolle, die er zu spielen hat, nicht zu memorieren, da er sie schon acht Jahre lang spielt.

Was weiß nun ein Mann vom Film zu erzählen, der in jedem der vier, fünf Filme im Jahr 6- bis 8000mal die Szenen mit seinen Sprüchen ansagt? Er schweigt über den Film und redet plötzlich davon, daß er leidenschaftlicher Radiobastler und verheiratet ist und daß er in seinen drei Wochen Ferien mit Frau und ohne Klappe an die See fahren will. Er weiß nichts von den „Lieblingen der Leinwand" zu erzählen, obwohl er sie alle kennt, und weiß auch nichts von den Rittern, wilden Räubern, Seehelden, Detektiven und großen Verbrechern, kurz von all den Leuten zu erzählen, die unsere Filmlieblinge verkörperten. „Ich gehe nicht ins Kino, weil ich abends um acht Uhr nach Hause komme und um zehn Uhr in der Falle liegen muß, wenn ich's am nächsten Morgen nicht verschlafen soll. Und Sonntags? Sonntags wird lange geschlafen, gut gegessen, wieder geschlafen und noch ein bißchen im Grünen herumgebummelt, falls Grünes vorhanden ist."

Ja, Richard J. hat für seine Arbeit den gültigen Humor gefunden. Nicht weil er eine Jubiläumsklappe, gerahmt und mit Schleife versehen, in seiner Wohnung hängen hat, sondern weil er noch heute, nach dem elften Jahr, über seine Arbeit sagt: „Ich amüsiere mich bei der Arbeit und wünsche, es möchte nie aufhören."

Das Maske-Machen

Käthe G. geht dem behutsamsten Beruf unter den Scheinwerfern nach: Sie streichelt vor jeder Aufnahme das Gesicht der Hauptdarstellerin. Fünfundzwanzigmal streichelt sie täglich Stirn und Wangen des Stars, der Olga Tschechowa heißt, mit einer samtenen Puderquaste.

Sie sitzt auf dem Gurtstuhl, der auf der Rückenlehne den Namen Olga Tschechowa trägt — und wartet. Gleich muß die Mittagspause zu Ende sein. Ihre Hände ruhn ein wenig auf dem Schminkkasten aus, den sie auf ihrem Schoß hält.

„Käthchen!" läßt sich nach Minuten eine Stimme vernehmen. Olga Tschechowa stellt sich vor ihre Maskenbildnerin Käthe G. hin, schließt ihre großbewimperten Augen — und ganz leise tupft die Puderquaste über ihr Gesicht.

Käthe G. erzählt: „Ich liebe und lebe für meinen Beruf." Sie ist doch darin Jemand, wenn ihr auch für das eigene Leben wenig Zeit bleibt, so tröstet sie sich damit: „Olga Tschechowa und alle anderen haben auch wenig Zeit. Kaum habe ich morgens meine Brennscheren und Schminkstifte zurechtgelegt, geht auch schon die Tür auf, und Frau Tschechowa erscheint. Und wenn ich mich abends todmüde auf den Weg nach Hause mache, überholt mich meist ein Wagen, aus dem mir Olga Tschechowa ihr ‚Servus' winkt."

Käthe G. hat nicht etwa einen der zahllosen Briefe geschrieben, die immer und immer wieder eingehen: „Ich bin Friseuse und weiß auch mit den Schminkstiften umzugehen. Ich möchte gern Filmschauspielerinnen frisieren." Sie ist vielmehr, aus der Schule entlassen, geradewegs in das Atelier Javs gegangen, das Maskenbildnerinnen für Bühne und Film ausbildet, und hat langsam die Kunst der Frisur und Schminktechnik gelernt. Zwischen dem Tag, wo sie die Haare an der Modellpuppe mit der Brennschere versengte und dem heutigen, wo sie von sich sagen kann: Es gibt keine Film- und Theaterfigur, der ich nicht ein zeitechtes Gesicht gebe — liegen zehn Jahre. „Schon als Kind", meinte sie, „habe ich Tag um Tag bei meinen Puppen gesessen und ihnen die seltsamsten Frisuren auf den Kopf gezaubert. Drei Lehrjahre haben mir diese Neigung bestätigt. Seit dem Tage, an dem ich bei einem Schaufrisieren mein Gesellinnenstück lieferte, hat die Arbeit für mich nicht wieder aufgehört."

Sie schminkte und frisierte sich schnell in die Film- und Theaterwelt hinein, so daß ihr bescheidener Name heute bei der Zunft einen gewissen Klang hat. Als sie vor zwei Jahren ihr fünfjähriges Maskenbildnerinnen-Jubiläum feierte, krönte ein Geschenk ihres Lehrmeisters die Reihen der Widmungsphotos aller Stars, die sie betreute. „Ich schminkte in der ersten Zeit Komparsinnen, dann Solisten, und seither habe ich nur noch Stars. Einmal habe ich sogar selbst auf der Bühne gestanden, als Hofdame der Kaiserin Katharina, die Agnes Straub spielte, und habe ihr im Spiel eine Perücke aufsetzen müssen."

Der Kilowattmillionär

Die Scheinwerfer unter der Atelierdecke verlöschen. Der Aufnahmestab zieht in die nächste Dekoration um. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Beleuchter ihre Scheinwerferkübel verlassen, auf schmalen Leitern heruntersteigen und sich unter das „Volk" mischen. Sie recken und dehnen sich in ihren blauen Kitteln, denn es gehört sicher nicht zu den amüsantesten Dingen der Filmarbeit, auf schmalem Laufbrett dicht unter der heißen Atelierdecke zu hocken und auf die Signale des Kameramannes und Oberbeleuchters zu lauern.

Schon mancher wird sich gefragt haben, was denn dazu gehört, Beleuchter zu sein? Mit der Antwort hält Walther S. nicht zurück: „Sehen Sie, so ein Beleuchter kann nicht jeder sein, auch das ist ein Beruf, der gelernt sein will. Wir müssen den Filmbau einrichten, das heißt, wir müssen die oft zentnerschweren Scheinwerfer abmontieren und hinauf- und hinunterbugsieren, die Leitungen legen und all' sowas."

Der Trupp der Beleuchter setzt sich bei einem Film gewöhnlich aus vierzig Mann zusammen. Während zwanzig Beleuchter schon in der gegenüberliegenden Dekoration volles Licht auf die Szene schütten, müssen die zwanzig anderen, die bis jetzt beleuchtet haben, die Scheinwerfer von der abgedrehten Dekoration abmontieren und die nächste Kulisse einrichten. Wir müssen jetzt ‚schindern', während die anderen drehen."

„Für mich heißt es", sagt Walther S., „jeden Morgen um sechs aufstehen, bei jedem Wetter zur Stelle sein, schwindelfrei arbeiten und alle Körperkraft drangeben."

Der Kameramann, der uns stehen sieht, ruft uns, ehe er sich wieder hinter die Kamera verkriecht, zu: „Der Film ohne Beleuchter ist eine Molle ohne Schaum!"

So arbeiten sie in den Filmateliers, die vielen, vielen Leute, die statt der Gage Wochenlohn bekommen. Sie erzählen von ihren Freuden und klagen ihr kleines Leid. Eigentlich haben alle recht.

Armin Schönberg

Die Zigaretten-Dose der Königsdragoner

Roman von Franzhans von Schönthan

Copyright by Prometheus-Verlag, Göbenzell bei München

6. Fortsetzung

Neider und Mißgünstige meinten, das Rätsel Pfeil wäre sehr leicht zu lösen, der Mann sei eben vollkommen temperamentlos. Hatte ihn schon einmal jemand wirklich wütend gesehen? Hatte ihn schon jemand einmal übersprudelnd lustig oder eifersüchtig gesehen? Nein! Na also! Der ganze Mann war eben doch nur ein großer Bluff! Sonst hätte er sich nicht so ohne weiteres die schöne Marietta von diesem Nilpferd ausspannen lassen! Der Ruf Willy von Pfeils als Mann und Draufgänger hatte während dieser vier Tage zumindest bei seinen Neidern offensichtlich gelitten.

Und Peter Stohansl? Peter Stohansl hatte Käthe Füßli seit jener Nacht vom Montag auf Dienstag nicht wiedergesehen, denn sie war nun wirklich ernsthaft erkrankt.

Morgens vor der Arbeit, mittags während der Arbeit und abends nach der Arbeit telefonierte er an jedem Tag mit Frau Füßli und führte sorgfältig eine Fiebertabelle, die er stets bei sich trug.

Stohansl war sehr nervös und bedrückt, denn erstens stand er wegen Käthe noch immer vor diesem unlösbaren Rätsel, und zweitens hatte er jetzt auch noch Angst wegen ihrer Erkrankung. Und wenn dann auch noch Pfeil sich jeden Tag liebevoll und harmlos erkundigte: „Was macht die kleine Braut? Noch immer nicht besser?", hätte Stohansl ihn so gern in alles eingeweiht, aber irgend etwas hielt ihn davon zurück.

Soeben kam er wieder aus der Telefonzelle und schrieb mit unsicherer Hand: Sonnabendmorgen 39,9. Das Fieber stieg noch immer, es war zum Verzweifeln. Dabei war eine Hitze nicht wie im Mai, sondern wie in den heißesten Hundstagen, und der Schweiß strömte ihm trotz der frühen Morgenstunde schon aus allen Poren. Dazu stand heute noch dieser anstrengende Tag bevor, die Außenaufnahmen im Freigelände, die Mister Kean sich vor seiner Abreise noch ansehen wollte. Peter Stohansl suchte mit ängstlichen Augen den wolkenlosen Himmel ab, von dem die Sonne herunterbrannte ... nur heute kein Gewitter! Er brauste in seinem kleinen Wagen zwischen dem Atelier, den Garderoben, dem Freigelände, dem Verwaltungsgebäude und der Kantine hin und her, um die Leute zusammenzuhalten und sich persönlich davon zu überzeugen, daß auch alles klappte; dazwischen dachte er immer wieder an Käthe.

„Pruzitürken, direkt aus der Haut fahren könnt' ma!" fluchte er in sich hinein, während er gerade wieder auf dem Freigelände eine Eskadron echter Soldaten, die aber als österreichische Dragoner verkleidet waren, kritisch musterte.

Der Schauplatz der Kriegsepisode, der später gefilmt werden sollte, war fertig und konnte sich sehen lassen. Da floß quer durch das Gelände ein wirklicher breiter Bach mit steilen Ufern, der von den Dragonern unter Willy von Pfeils Kommando im feindlichen Feuer übersprungen werden mußte. Da war über Nacht ein stattliches Wäldchen entstanden, hinter dem ein kleines Schlößchen lag, in welchem sich der „Feind" verschanzt hielt und das gestürmt werden mußte. Vorderhand allerdings sah noch alles sehr friedlich aus! In dem Park, der zu dem Schlößchen gehörte, blühten Rhododendronbüsche, und Blumenrabatten zierten die Rasenfläche. Dies alles war aber leider nur dazu da, um später, wenn es „ernst" wurde, von Pferdehufen und den schweren Stiefeln der stürmenden Dragoner zertrampelt zu werden.

Peter Stohansl inspizierte noch schnell einmal dies alles und war zufrieden.

Da sah er plötzlich auf dem noch menschenleeren Gelände zwischen den Bäumen des Wäldchens Pfeil und Marietta! Pfeil schon in seiner Uniform als Dragonerrittmeister, und Mariettas helle Stimme klang bis zu Stohansl hinüber, der schleunigst kehrtmachte, um nicht unfreiwillig Zeuge eines Gespräches zu werden, das nicht für ihn bestimmt war.

„An die Filmgesellschaft gebunden? Das ist doch Quatsch", sagte sehr aufgeregt Marietta zu Pfeil. „Du kannst dich doch frei machen, wenn du willst."

„Aber, Marietta, warum denn immer wieder über Dinge sprechen, die doch nicht zu ändern sind!"

„Doch!" fuhr Marietta unbeirrt fort. „Amerika hat Zukunft!"

Pfeil mußte lächeln: „Europa aber Vergangenheit, was vielleicht noch mehr ist, und die mich eben hält!"

Marietta aber machte sein Lächeln nervös, denn sie sah jede Hoffnung, ihn in letzter Stunde noch umzustimmen, entschwinden.

„Du willst eben nicht, vielleicht weil du keinen Schwung hast!"

„Schwung? Nein, weil ich keine Lust habe, die Dollarjagd mitzumachen, weil mir die Wolkenkratzer Beklemmungen verursachen und weil mir Kerle wie dieser Mister Kean auf die Nerven fallen!"

„Das sind doch nur Phrasen!"

„Glaubst du, daß es auch nur Phrasen sind, daß ich an der Heimat hänge und die Heimat liebe?"

„Nein!" Marietta wurde immer erregter: „Das sind keine Phrasen, die Heimat liebst du ... du liebst eben alles mehr als mich!"

Pfeil versuchte vergeblich, sie zu beruhigen: „Aber, Marietta!"

Marietta stampfte zornig mit dem Fuß auf: „Du bist eben auch nur ein Komödiant." Sie wußte ganz genau, wie falsch und töricht alles war, was sie sagte, wie weh sie ihm tat, aber vielleicht gerade darum mußte sie unaufhaltsam weitersprechen, denn die Nerven ließen sie im Stich: „Und deine Liebe ist wahrscheinlich auch nur eine Komödie, ähnlich, wie ich sie dem Amerikaner vorspielen muß!"

„Ich bitte dich, Marietta, mache es mir doch nicht noch schwerer." In Pfeils Stimme klang leise Ungeduld.

„Schwerer? Lächerlich! Sonst würdest du doch einfach mitkommen. Aber es ist dir eben vollkommen egal, was drüben mit mir geschehen wird."

„Marietta, überleg dir doch, was du sprichst!"

„Ich überleg mir gar nichts", sie lachte, aber ihr Lachen klang schrill, „es wäre dir ja wahrscheinlich auch egal, wenn ich zu dem Amerikaner bedeutend entgegenkommender sein würde."

„Schweig!" Pfeils Stimme klang laut und drohend und seine Stirnadern schwollen bedenklich an, aber Marietta war nicht mehr zum Schweigen zu bringen.

„Natürlich, dann würdest du in deiner Uniform die Sporen zusammenknallen und wahrscheinlich „Bitte um Verzeihung, daß ich störe, oder so was Aehnliches sagen." Doch weiter kam sie nicht mehr. Pfeil war glühend rot geworden und packte ihren Arm, daß sie vor Schmerz leise stöhnte:

„Schweig, sag ich dir! Schweig jetzt endlich, du weißt ja nicht mehr was du sprichst!"

Wie ein kleines, hilfloses Mädchen sank Marietta jetzt plötzlich auf den Rasen nieder und begann leise vor sich hinzuweinen.

Da sah Pfeil, daß sich langsam das Gelände für die Probe zur Außenaufnahme mit Menschen zu füllen begann. Die Dragonereskadron trabte heran, Arbeiter trugen riesige Spiegel, um die Sonnenstrahlen aufzufangen und zu verstärken, Kameras wurden herangefahren und Mikrophone zwischen den Bäumen aufgehängt. Das Freigelände wimmelte mit einem Male von Menschen, und Marietta weinte noch immer.

„Bitte, Marietta", sagte er jetzt, wieder vollkommen ruhig geworden, „bitte, nimm dich zusammen, geh jetzt, mach dich etwas zurecht, was sollen die Leute denken, wenn sie uns hier so sehen!"

Marietta erhob sich langsam.

„Das ist mir doch so egal." Sie wandte sich zum Gehen, blieb nach einigen zögernden Schritten wieder stehen und sah sich um: „Bist du mir böse?"

Pfeil winkte ihr lächelnd: „Nein, nein, Marietta."

Dann zündete er sich eine Zigarette an, und um nicht gesehen zu werden, ging er um das Schlößchen herum und sah von weitem auf der Zufahrtsstraße zum Freigelände schon eine Kavalkade von Autos anrollen, an der Spitze den Cadillac des Amerikaners.

Bei diesem Anblick lachte Pfeil bitter, weil er denken mußte: welcher Teufel hat diesen widerwärtigen Kerl geritten, zu uns herüberzukommen und mir mein Glück zu zerstören? Denn Willy von Pfeil liebte Marietta mehr, als sie wußte. Er hatte sogar manchmal, nein, oft schon, an eine Ehe mit ihr gedacht. Wie gut, daß er noch niemals mit ihr darüber gesprochen hatte, denn sonst hätte sie wahrscheinlich doch auf Amerika verzichtet und er sich dann später Vorwürfe machen müssen. Er seufzte, nahm den schweren Helm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Vorderhand hatte er noch Zeit, denn bis die Aufnahme beginnen konnte, waren noch viele Vorbereitungen notwendig.

Abseits im Schatten stand die Dragonereskadron, die er heute kommandieren sollte. Die Reiter waren abgesessen, die Sattelgurte waren nachgelassen, und die jungen Soldaten, die keine Statisten, sondern wirkliche Soldaten der Armee waren, sahen voll lebhafter Neugier und Staunen den Vorbereitungen zu der Aufnahme zu. Ihnen machte es natürlich ein höllisches Vergnügen, auch einmal filmen zu dürfen und sich dann später auf der Leinwand bewundern zu können.

Pfeil trat zu ihnen. Streng militärisch meldeten ihm die Zugführer, echte Unteroffiziere, die aber heute in österreichischen Offiziersuniformen steckten, die Anzahl der Reiter. Wie oft hatte er selbst in seinem früheren, weit zurückliegenden Leben solch militärische Meldungen entgegengenommen. Er musterte mit fachmännisch geschultem Blick die Reiter und die Pferde. Als er jetzt mit den Unteroffizieren und den frischen Jungen sprach und Anweisungen für später erteilte, begann er sich langsam, ganz langsam, ohne daß er es wollte und wußte, in seine Rolle hineinzuleben und vergaß beinahe, daß er ja der Filmdarsteller Willy von Pfeil und nicht mehr der k. u. k. Rittmeister Willy von Lerchenau war.

Ein herrlicher Goldfuchs, der abseits stand, wieherte laut und freudig. Das war Wilma, die englische Vollblutstute, Pfeils eigenes Pferd, das er von England mitgebracht hatte. Er klopfte der Stute den goldig glänzenden Hals, fuhr ihr liebkosend über die rosigen Nüstern, griff in die Tasche und gab ihr das gewohnte Stück Zucker. Wilma schüttelte den feinen Kopf, kaute im Gebiß ab, daß weiße Schaumflocken flogen und wieherte wieder. Pfeils Pferdediener sagte:

„Eigentlich, Herr von Pfeil, müssen wir sie noch etwas bewegen, sie ist heute besonders nervös, sonst wird sie später beim Schießen ganz toll und verrückt."

Pfeil nickte, es war ja noch immer viel Zeit, denn die Proben dort drüben mit den Kosaken, seinen späteren Gegnern. Ja, reiten wir noch a bisserl, das wird nicht nur der Wilma, sondern auch mir gut tun, dachte er, hatte auch schon den Fuß im Bügel und saß auf. Wilma, ein herrliches Pferd von über siebzehn Faust Höhe, langgestreckt, mit einem prachtvollen Widerrist und Rücken, breiter Brust, auf nervigen, hohen Beinen, tänzelte stolz unter ihrem Reiter. Die Unteroffiziere und jungen Dragoner, die ja nicht ahnen konnten, daß dieser Filmstar ein Reiter war, wie es wenige auf dem Kontinent gab, staunten. Pfeil ritt mit langen Bügeln und war mit dem herrlichen Pferd wie verwachsen, als er jetzt eine große Tour im Trab ritt, dann das Tempo verstärkte, in kurzen Galopp einsprengte und das Pferd ganz systematisch durchzuarbeiten begann.

Der Offizier, der diese Reitereskadron in Wirklichkeit kommandierte und sie in die Filmstadt hinausgeführt hatte, jedoch selbstverständlich nicht bei dem Film mitwirken durfte, staunte noch mehr, denn er war Absolvent des höheren Reitkursus in Hannover und wußte daher, was wirkliches Reiten heißt. Jetzt nahm Pfeil den breiten Wassergraben. Wie ein Vogel sprang Wilma ab, der Graben hätte gut viermal so breit sein können.

Donnerwetter, dachte der Offizier, wo hatte dieser Filmschauspieler so reiten gelernt, der ritt ja wie die besten Herren in Hannover!

Auch die Herren des Vorstandes mit Mister Kean in der Mitte, Degenhardt, Stohansl und Marietta waren aufmerksam geworden. Ohne daß Pfeil der ganz bei der Arbeit war, es beachtete, hatte sich von weitem ein großer Zuschauerkreis angesammelt. Als er es jedoch bemerkte, parierte er sofort und saß ab.

Der Oberleutnant trat zu ihm heran, stellte sich vor und machte jetzt seiner Bewunderung in höchsten Worten des Lobes Luft und erwähnte dabei auch Hannover. Willy von Pfeil tat unter dem Einfluß der Umgebung, der vielen Pferde und Reiter nun etwas, was er sonst niemals tat. Er sagte nämlich:

„Freut mich, Herr Kamerad!" Und als der Offizier sehr verwundert einen Moment stutzte, fuhr er lächelnd fort: „Ja, ich war selbst aktiver Rittmeister bei den österreichischen Königsdragonern, die Uniform, die ich heute trage, ist echt, und ich habe dieselbe Uniform viele Jahre lang getragen ... aber bitte, reden Sie mit niemandem darüber, hier weiß man nichts davon."

Ueber das gebräunte Gesicht des Oberleutnants flog eine flüchtige Röte:

„Ach so", der Offizier war etwas verlegen, „na dann, Herr Rittmeister, meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem einfach herrlichen Gaul, dann sind Sie ja auch Kriegsteilnehmer gewesen?"

Pfeil lächelte wieder: „Na ja, natürlich!"

„Dann sind die Orden", fuhr der Offizier fort, „die Sie heute tragen, am Ende auch ... äh! ... wie soll ich nur sagen ... nicht nur Staffage ... auch das E. K. I nicht ... und Sie tragen ja sogar den sehr seltenen und höchsten österreichischen Kriegsorden, das Militär-Maria-Theresien-Kreuz ... Donnerwetter noch mal!"

Pfeil spielte mit dem Kreuz, das am rotweißen Band auf seiner Brust hing: „Ja", sagte er flüchtig, „da habe ich einmal sehr großes Schwein gehabt. Sie wissen ja, wie das im Krieg war. Zufall und Glück spielten eine große Rolle."

Daß er so nebenbei auch ein weltberühmter Kampfflieger gewesen war, verschwieg er.

Der Oberleutnant staunte: „Herr Rittmeister, es war mir eine ganz besondere Ehre und es ist eine große Auszeichnung für meine Leute, denen darf ich doch auch ein Wort darüber sagen, wer sie hier kommandiert hat, und auch den Kameraden vom Regiment?"

Pfeil bot dem jungen Offizier eine Zigarette an:

„Gewiß! Aber ich wünsche nicht, daß so etwas rein Persönliches in die Oeffentlichkeit kommt."

„Zu Befehl!" sagte der Oberleutnant ganz automatisch, denn auch er hatte während der Unterhaltung vollkommen vergessen, daß hier ja eigentlich nur gefilmt werden sollte. Er freute sich aber schon darauf, dieses seltene Erlebnis im Kasino, selbstverständlich unter strengster Diskretion, zum besten geben zu können.

Pfeil drückte ihm zum Abschied kräftig die Hand, denn jetzt war es doch langsam Zeit geworden.

Der Oberleutnant stand stramm und salutierte wie vor seinem eigenen Oberst, was seine Soldaten mit größter Verwunderung bemerkten.

„Ich glaube sagen zu dürfen", sagte der Oberleutnant noch, „daß es unserm Herrn Oberst und dem ganzen Regiment eine Ehre sein würde, Sie, Herr von Pfeil, einmal bei uns begrüßen zu können."

„Mit größtem Vergnügen!" gab Pfeil freudig zur Antwort. „Vielleicht treffe ich noch den einen oder andern Kriegskameraden, ich komme bestimmt, bitte unbekannterweise meine respektvollste Empfehlung an Ihren Herrn Oberst."

Das hatte einmal wohlgetan, dachte Pfeil, während er jetzt langsam und plötzlich sehr guter Stimmung wieder in eine andere Welt zurückkehrte, denn jetzt wurde er von den Herren vom Film erwartet.

Auch dort bewunderte man seine Reitkunst und machte ihm Komplimente über sein herrliches Pferd. Nur Mister Kean sprach kein Wort, obwohl er übertrieben guter Laune zu sein schien und leider, wie Degenhardt schon beim Empfang festgestellt hatte, trotz der frühen Morgenstunde schon nicht mehr ganz nüchtern war. Gott, dachte Degenhardt diese Amerikaner sind scheinbar durch die Jahre der Prohibition alle Gewohnheitstrinker geworden.

Da trat Stohansl zu ihm und meldete, daß endlich alle Vorbereitungen beendet seien und man mit der Probe beginnen könne.

„Servus, Stohansl!" krächzte eine laute Stimme. Stohansl sah sich verblüfft um und auch Willy von Pfeil, der gerade mit dem Spielleiter sprach, stutzte. Hatte dieses „Servus!" nicht der Amerikaner gerufen? Der hatte ja überraschend schnell, trotzdem er doch kaum ein deutsches Wort sprach, den österreichischen Dialekt gelernt.

„Mister Pfeil", rief der Amerikaner, „wo steckt denn die kleine Krankenschwester?"

Pfeil war unangenehm berührt und zuckte nur abweisend die Schultern. Mister Kean fuhr aber mit übertrieben lauter Stimme lachend fort:

„Na, Sie müssen es doch eigentlich wissen, Frau Marietta hat mir da so allerhand erzählt", er wieherte vor Lachen, „mich interessiert nämlich diese Kleine auch."

Pfeil, der sich nur mühsam beherrschte und seinen Jähzorn fürchtete, wandte sich wortlos ab. Das schien aber den Amerikaner gerade erst recht zu reizen:

„Was haben Sie eigentlich gegen mich, sind Sie beleidigt oder böse? Man kann doch nicht jeden nach Hollywood engagieren."

Da stand Marietta plötzlich neben Mister Kean und redete leise und hastig auf ihn ein.

Willy von Pfeil sagte diesmal laut und sehr deutlich:

„Sie sind scheinbar nicht nüchtern, Mister Kean, ich würde Ihnen dringend raten, wenigstens am Morgen etwas weniger zu trinken."

„Hohaha!" grölte der Amerikaner, „that's not your funeral! Und für Amerika, Mister Pfeil, müssen Sie doch noch sehr viel lernen."

Es herrschte eine peinliche Stille! Selbst die weltgewandten Direktoren waren der plötzlich entstandenen Situation nicht ganz gewachsen. Nur Degenhardt rief geistesgegenwärtig zum Spielleiter hinüber:

„Na, können wir endlich beginnen?"

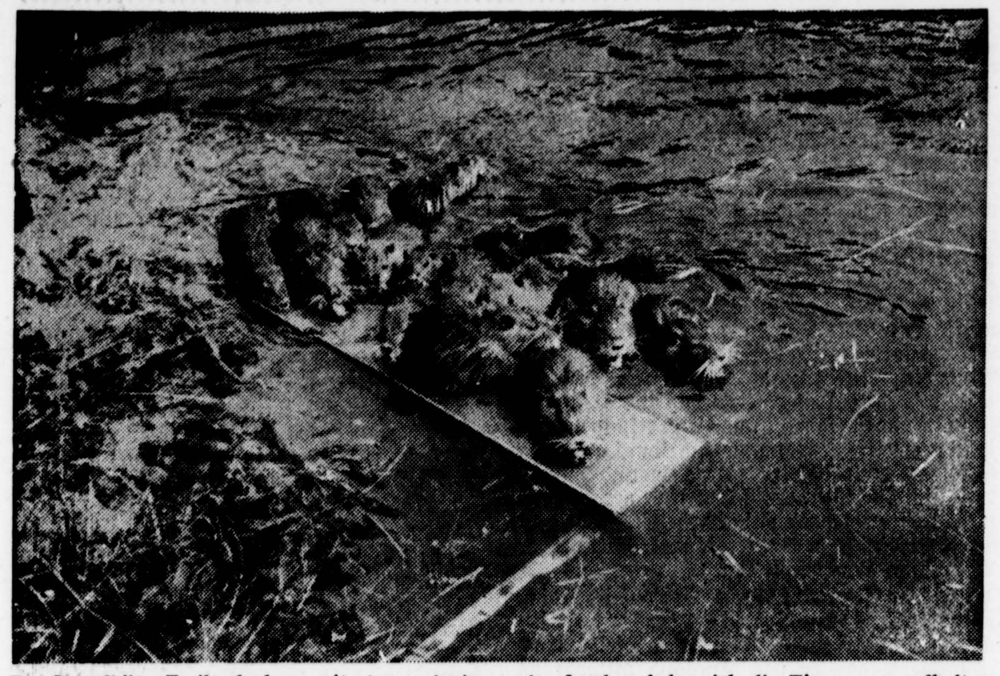
Pfeil stand noch immer dem Amerikaner gegenüber. Der lachte, als habe er einen großartigen Witz gemacht, griff dabei in die Hosentasche und zog eine silberne Zigarettendose hervor, um sich eine Zigarette anzuzünden. Diese Dose war groß, aber ganz schmal und auf beiden Seiten mit Wappen und faksimilierten Unterschriften bedeckt, den Verschluß bildete ein großer, als Cabuchon geschliffener Smaragd.

Stohansl gab dem Amerikaner Feuer und blickte dabei mit größter Verwunderung auf diese Dose, sie war ja genau dieselbe wie die von Pfeil, das Andenken an die österreichischen Königsdragoner.

Auch Degenhardt bemerkte dies mit lebhaftem Staunen, wie kam der Mister Kean zu dieser seltenen Dose?

Aber auch Pfeils Augen waren mit einem starren, völlig geistesabwesenden Blick auf die Zigarettendose des Amerikaners gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

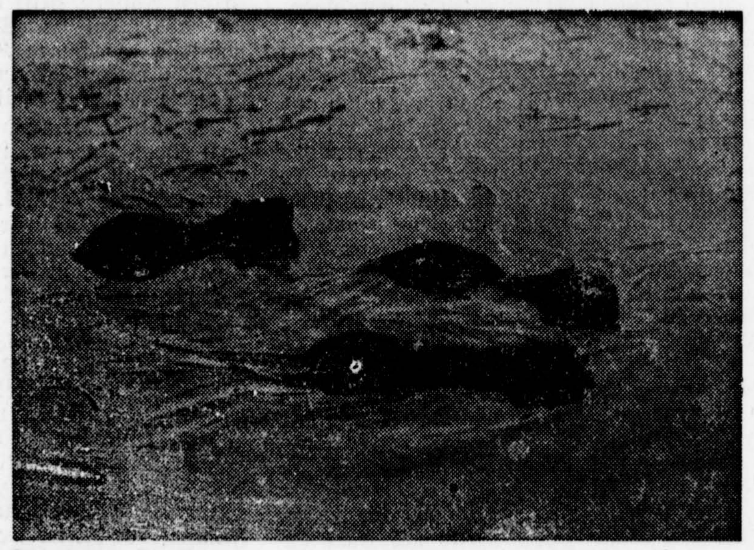

Ein Sumpfbiber-Freilandgehege mit einer schwimmenden Insel, auf der sich die Tiere gern aufhalten

Struppig nützlich und possierlich

Der Sumpfbiber - ein Tier mit Zukunft

Vor wenigen Jahren noch war der Sumpfbiber den meisten von uns nur dem Namen nach bekannt, ein Lesebuchbegriff, von dem man vielleicht auch wußte, daß seine Heimat Südamerika ist. Inzwischen aber hat er auch in Deutschland Heimatrechte erworben. Als nämlich die Pelztierzucht immer mehr Anhänger fand, wurden unsere Züchter auf dieses eigenartige Tier aufmerksam, um so mehr, als sein Fell schon lange die Bewunderung der Damenwelt erregt hat. So entstand bald, ohne daß die breite Oeffentlichkeit sonderlich Notiz davon nahm, eine Sumpfbiberfarm nach der anderen; heute zählen wir im Reich (ohne Oesterreich) annähernd 600 Betriebe.

Einer dieser Farmen gilt unser Besuch. Hier beobachten wir zum ersten Male die Tiere in ihrem Lebenselement. Bewundernswert sind ihre Schwimmkünste. Zutraulich kommen sie herangeschwommen, machen sogar „Männchen", wenn man ihnen eine Delikatesse reicht, phlegmatisch und behaglich kauern sie auf ihrer schwimmenden Insel, wenn der Hunger gestillt ist. Immer wechselt das Bild unter diesen struppigen, aber possierlichen Tieren. Es war jedoch, wie uns der Besitzer erzählt, ein langer und dornenvoller Weg bis zum Stand der heutigen Farm; denn es hat immerhin eine Reihe von Jahren gedauert, bis sich die Tiere an unser rauheres Klima gewöhnt hatten. Jetzt aber sind sie wetterfest geworden, ja, ihre Felle werden bei uns noch besser als in der heißen Heimat. Allerdings ist manchem Züchter die Enttäuschung nicht erspart geblieben, weil er glaubte, schnell und billig zu großen Einnahmen zu kommen, ohne die natürlichen Lebensbedingungen der Tiere zu beachten.


Sumpfbiber (Nutrias) beim Wettschwimmen. Dem dritten geht die Puste aus.
Fotos: Landw. Bilderdienst.

Apfelschalen sind bei den Sumpfbibern sehr beliebt. Sie kommen dann ohne Scheu an den Menschen heran.

Auch mit der Speisekarte des Sumpfbibers werden wir bekannt gemacht. Er ist ein genügsamer Geselle. Sein Grundfutter besteht aus Klee, Gras, Kartoffeln, Kleie und Rüben. Er ist zugleich der nützlichste und dankbarste Abfallverwerter des Gartens und der bäuerlichen Wirtschaft. Durch seine Haltung werden die sonst als wertlos bezeichneten Gartenteile, Oedländereien und Sumpfgrundstücke vollwertig ausgenutzt.

Ueberall stiftet der Sumpfbiber also Nutzen. Wenn er sein kostbares Fell gelassen hat, liefert er uns gleichzeitig in seinem Fleisch noch einen feinen Braten. Wieder Staunen! Und doch hören wir schon, daß sein Fleisch Aussicht hat, ein beliebtes Volksnahrungsmittel zu werden. Seine Leber soll die der Gänse sogar noch übertreffen. Wertvolle Nebenerzeugnisse sind auch die Grannenhaare, die beim Gerben des Felles ausgerupft und auf reinste Hutfilze verarbeitet werden. Seine rotgefärbten Nagezähne werden als Schmucksachen verwendet. Bewunderung aber erregen vor allem die schönen und weichen Pelze, die uns gezeigt werden. Sie stehen in einem merkwürdigen Gegensatz zu der rauhen Wirklichkeit der lebenden Tiere.

Und die Wirtschaftlichkeit? Die Fortpflanzung der Tiere ist absolut sicher und regelmäßig. Der Sumpfbiber wird paarweise gehalten. Das weibliche Tier trägt die Jungen 128—130 Tage und bringt im Jahre zwei Würfe mit je 3—8 Jungtieren zur Welt. Mit 12—14 Monaten sind die Sumpfbiber ausgewachsen. Sie können dann getötet werden, als richtiger Zeitpunkt haben sich für ältere Tiere die Monate Oktober, November und Dezember erwiesen.

Der Sumpfbiberzüchter mit einem Prachtexemplar eines Zuchttieres.

„Haben Sie die Rechnung Ihrem Schuldner vorgelegt?"
„Ja."
„Und was sagte er?"
„Ich solle mich zum Teufel scheren."
„Und was taten Sie dann?"
„Dann kam ich zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt."

*

„Na, liebe Frau, wo fehlt es denn?"
„Ach, Herr Doktor, ich habe so fürchterliche Schmerzen, ich kann die Arme kaum über den Kopf bringen, und mit den Beinen ist es ebenso!" Zeichnungen (2): Nähle, Radestock

Soldaten-Humor

Die Kompanie ist zur Inspektion angetreten. Der Hauptmann schreitet die Front ab. Vor dem Rekrut Schulze, dessen blonder Schopf bedenklich weit unter der Mütze hervorsieht, bleibt er stehen: „Diese Haare hätten schon vor längerer Zeit geschnitten werden müssen!"
„Herr Hauptmann", sagt Schulze, „diese Haare **sind** vor längerer Zeit geschnitten worden!"

*

Unverbesserlich

Marie hatte eine Stellung als Dienstmädchen angenommen. Sie machte ihre Sache gut, aber es fiel ihr sehr schwer, des morgens pünktlich aufzustehen. Eines Tages macht ihr die Hausfrau wieder Vorhaltungen: „Marie, Sie müssen früher aufstehen! Wenn Sie es nicht möglich machen, das Frühstück rechtzeitig vorzubereiten, bevor mein Mann ins Büro und die Kinder in die Schule gehen, werde ich Ihnen an den Tagen 20 Pf. vom Lohn abziehen!"
Marie äußerte keinen Protest. Es vergingen einige Tage und dann verschlief sie wieder. Als sie in die Küche kam, war die Hausfrau schon dabei, das Frühstück zurechtzumachen. „Es ist wirklich schrecklich, Marie", sagte sie, „daß ich immer aufstehen muß, um Ihre Arbeit zu machen!"
„Wieso denn?" antwortet das Mädchen, „ich bezahle Sie ja dafür!"

*

„Herr Mollmann, können Sie mir mal Ihren Mantel leihen?"
„Den hab ich gestern für zwanzig Mark verkauft."
„Können Sie mir dann wenigstens die zwanzig Mark leihen?" (Neue J. Z.)

*

„Der alte Herr Müller ist doch auch gestorben. Hat er eigentlich viel hinterlassen?"
„Ich glaube kaum, denn die Verwandten verkehren noch miteinander!"

„Was ist Ihre Meinung über Zappe?"
„Meine geschäftliche oder meine persönliche Ansicht?"
„Na, Ihre geschäftliche."
„Er ist ein Esel!"
„Und Ihre persönliche Ansicht?"
„Er ist noch einmal ein Esel!"
„Und der Unterschied?"
„Die erste Auskunft kostet zwei Mark!"
(Berliner Illustrirte Zeitung.)

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. — Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger: für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn.
Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

Glas-Christbaumschmuck!
Verlangen Sie umsonst und portofrei meinen neuest. farb. illustr. Haupt-Katalog über meine Neuheiten: Spielwaren, Puppen, Waren, Weihnachtskrippen, Feenhaar, Engel, Vögel, Glock., Spitz., Girland. usw. Aus erster Hand. Billige Preise. Kein Risiko! Umtausch gestattet. Evtl. Geld zurück! Für Wiederverkauf hohe Rabatte.
Adolf Eichhorn Eugen Sohn, Lauscha Thür.W. Nr. 24

Wer?
Verstopfung, übermäßiges Fett beseitigen und die üblen Folgen: Hämorrhoiden, Gicht, Rheuma, Arterienverkalkung, Nervosität vermeiden will, der reinige Darm und Blut mit
Dr. Schieffer's Stoffwechselsalz
Der Erfolg überrascht. Man fühlt sich freier und wohler.
Glas M. 1.20 Doppelpck. M. 2— für Sanatorien etc. Anstaltspk. 1.75 in allen Apotheken und Drogerien

„Hicoton" gegen Bettnässen
Preis RM 2.90
Apotheke Nieheim (Kreis Höxter)

Ehe willige wenden sich seit 20 Jahren m. Erfolg an unsere zuverlässige, diskr. arbeit. Einrichtung Ausk. kostenlos.
Neuland-Briefbund Herne R Fach, 153

Neigungsehe
Suche für meine Nichte, welche in der Diaspora lebt, ein. gut., gebildet. kath. Lebensgefährten. Blondine, 27 J., frische, schlank. Erschein., natürl. heiteres Wesen, sehr tüchtig, i. Haushalt, musik- u. naturlieb. Eleg. Aussteuer, später größ. Verm. Bildzuschriften bei gegenseit. Diskret.
Ang. unt. Nr. 1164/2 „Der 7. Tag," Padb.

Flechtenkranke
Mein Vater u. ungezählte Leidensgefährten wurden durch ein einfach anzuwendendes Mittel in kurzer Zeit von dieser häßl. oft jahrel. Krankheit befreit. Schreiben Sie mir, ich sende Ihnen gern kostenlos meine Aufklärungsschr. m. Dankschreiben von Geheilten. Das Mittel können Sie durch die Apotheke beziehen.
Max Müller, Heilmittelvertrieb, Bad Weißer Hirsch b. Dresden

Inserieren bringt Gewinn.

Große Freude bringt Ihnen d. mechanische Rasierapparat
arbeit. o. Strom, o. Batterie. Antrieb d. eingeb. Laufwk. Preis 3.50. Rasierklg. 1 Pfg. Katal. mit viel. Neuh. grat. Gustav Kowalewski Bochum, Märkische Str 21

Damen-Bart lästige Haare Leichte Beseitigung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos H. Goth, Nürnberg S. D 4 c

Deutl. Schrift bei Anzeigen-Manuskripten